

Gutes Leben - gute Geschichten

10. bis 17. Februar 2019

GUTE GESCHICHTEN

GUTES LEBEN

Geschichten sind ein kostbarer Schatz! Teilen Sie ihn!



Geschichten haben die Kraft, uns innerhalb kürzester Zeit in andere Welten zu entführen. Oft sind sie so spannend, dass man sie in einem Zug durchlesen muss, oft so lustig, dass man sich vor Lachen den Bauch hält.

Dann gibt es Geschichten, die stecken voller Weisheiten und Erfahrungen, die für ein gutes Leben wertvoll sind, und solche, die durch ihre Schönheit und Fantasie berühren.

Aufgabe: gemeinsam lesen, vorlesen, erzählen und Geschichten verschenken

In dieser Woche werden insgesamt mindestens 3 Geschichten gelesen und/oder anderen Familienmitgliedern vorgelesen. Eine davon wird an jemanden verschenkt, den man mag.

So richtig gemütlich wird es, wenn eine Geschichte von jemandem vorgelesen oder erzählt wird, weil nichts schöner ist, als gemeinsam zu staunen, zu lachen und mitzufiebern. Genießen Sie die Vielfalt der Erzählungen und überlegen Sie, wem Sie welche Geschichte vorlesen, erzählen oder zum Lesen weitergeben wollen.

Unser Geheimtipp: Selbst erfundene Geschichten oder Erzählungen aus dem eigenen Leben punkten bei Kindern immer besonders.

Inhaltsverzeichnis:

<i>Weisheitsgeschichten</i>	Das Hemd des Glücklichen	2
	Wenn große Weisheit auf kleine Klugheit hört	2
	Die vollkommene Frau	3
	Das besprochene Wasser	4
	Hühnersuppe und Rosenduft	5
<i>Sagen</i>	Frau Hitt	6
	Beim Bart des Kaisers	7
	Die Wetterhexen	8
	Der Zahnweh-Herrgott	8
<i>Märchen</i>	Die verstorbene Gerechtigkeit	9
	Was ist das Schönste, Stärkste und Reichste auf der Welt?	10
	Was ist das Kostbarste?	12
	Die Bremer Stadtmusikanten	13
	Die eigene Farbe finden	14
<i>Geschichten von Jana</i>	Flohmarkt	15
	Ich bin nicht ich	17
	Die Schildkröte	18
	Zu viele Wörter für eine Sprache	20
<i>Kunterbunt für Kinder</i>	Die Kuh ohne Muh	21
	Wer ist König?	22
	Das kleine Orchester	23
<i>Heiligengeschichte</i>	Der Drache und der Ritter – heiliger Georg	24
<i>Kriminalfälle lösen</i>	Auf Seite 25 finden Sie Links, die Sie zu Kriminalfällen führen, die in der Familie oder mit Freuden gelöst werden können.	

Das Hemd des Glücklichen

Ein König war einst so krank, dass der Tod ihn schon bei einer Hand nahm. Viele heilkundige Frauen und Männer hatten schon alles versucht. Die letzte der Weisen verkündete schließlich: „Der König kann nur genesen, wenn er sich des Nachts das Hemd eines wahrlich glücklichen Mannes unter sein Kissen legt.“

Nun wurden Boten ausgesandt, so ein Hemd zu suchen.

Doch wohin auch immer sie kamen, wen auch immer sie befragten, niemand konnte von sich sagen, wahrlich glücklich zu sein. Ja, manch einer schien anfangs reich oder gelehrt oder begabt oder geachtet über alle Maßen, doch wenn die Boten noch einmal und noch einmal nachfragten, kam jedes Mal heraus, dass auch dieses Glück eine Trübung hatte, dass Sorgen diesen quälten oder ein verstecktes Leiden jenen.

Endlich hatten sie schon aufgegeben, da kamen sie eines Abends in eine öde Gegend, wo nur ein Ziegenhirte mit seiner Herde lagerte.

„Der wird's wohl nicht sein“, dachten die Boten, doch sie fragten auch ihn: „Bist du glücklich?“

„Was soll ich sonst sein?“, war die Antwort

des Mannes, „Jawohl, ich bin so rundum glücklich, wie einer nur sein kann. Jeden Tag hüte ich meine Ziegen, weiß, wohin ich gehöre und was ich zu tun habe. Jeden Abend bin ich satt und kann mich zufrieden schlafen legen. Die Vögel singen, das Gras ist reichlich, mein Bett warm und meine Ziegen sind friedlich.“

Da wurden die Suchenden ganz aufgeregt. Sie verlangten auf der Stelle, dass der Hirte ihnen sein Hemd gäbe. Doch dieser schüttelte bedauernd den Kopf: „Ein Hemd besitze ich nicht.“

Mit dieser dürftigen Nachricht, dass der einzig ganz glückliche Mensch, den sie gefunden hatten, gar kein Hemd besäße, kehrten die Boten zurück zum König.

Dieser schloss sich drei Tage lang ein und dachte nach. Es wird erzählt, dass er aus seiner Kammer kam, seinen ganzen Reichtum verschenkte und von diesem Tag an glücklich und gesund lebte.

erzählt von Frau Wolle



Wenn große Weisheit auf kleine Klugheit hört

Der große König Salomo war landauf, landab bekannt für seine Weisheit.

Eines Tages hörte die Königin von Saba von diesem Ruhm.

Da lud sie ihn an ihren Hof zu einem großen und reichen Festmahl. Köstlichkeiten über Köstlichkeiten schmückten die Tafel der Gastgeberin. Die besten Musiker des Landes spielten die wunderbarsten Weisen.

König Salomo aß, trank, genoss die Gesellschaft der klugen Königin und lauschte den Liedern.

Als das Mahl vorüber war, führte die Königin von Saba ihren Gast und die ganze Gesellschaft in einen großen Saal. Darin befanden sich Tausende und Abertausende von Blumen.

Blumen aus Gold und Silber, aus Granaten und Rubinen, Lapislazuli und Saphir, Jade und Jaspis, Smaragd und Sonnenstein, Malachit und Mondstein, aus Diamanten und Kristallen, funkelnde, strahlende, verzaubernde Blumen – eine schöner

als die andere.

Die Gastgeberin aber sprach:

„König Salomo, unter all diesen Blumen befindet sich eine einzige wirkliche Blume. Mit deiner Weisheit wird es dir sicher ein Leichtes sein, diese Blume gleich zu entdecken.“

Tausende und Abertausende von Blumen – wie sollte Salomo jemals die einzige wirkliche finden? Sollte er jede berühren, an jeder riechen? Was sollte er tun? Er hatte einen Ruf zu verlieren. Alle warteten und schauten ihn an. Dem König wurde heiß. Da bat er, man möge ein Fenster öffnen. Herein kam eine kühle Brise. Mit der kühlen Brise kam aber auch eine einzelne kleine Biene in den Saal. Salomo sah ihr zu. Diese Biene flog und flog und flog nun, bis sie schließlich auf einer einzelnen Blume landete. Salomo sah, auf welcher.

Und – bei aller Weisheit König Salomos – dieses Rätsel hat er nur gelöst, weil er auf den Rat einer kleinen Biene hörte.

erzählt von Frau Wolle

Nasreddin war ein Narr oder ein Weiser, das liegt ja mitunter nahe beieinander. In dieser Welt werden einige Narren für Weise gehalten, öfter noch die Weisen für Narren. Eine lange Zeit tat Nasreddin etwas, das sowohl die Weisen als auch die Narren schon getan haben – er blieb unverheiratet.

Eines Tages saß er mit einem Freund im Kaffeehaus.

Sie hatten gerade zwei Spiele gespielt, zwei Pfeifen geraucht und zwei kleine Tassen Kaffee getrunken, da fragte der Freund: „Nasreddin, warum bist du eigentlich noch nicht verheiratet? Hat das einen besonderen Grund?“

Dieser antwortete: „Das ist ganz einfach zu erklären. Es liegt daran, dass ich der vollkommene Frau noch nicht begegnet bin.“

Da lachte der andere: „Eine vollkommene Frau gibt es auf der ganzen Welt nicht.“

„Doch“, beharrte Nasreddin, „ich habe sie nur noch nicht gefunden, ja bisher noch nicht einmal ernsthaft gesucht, aber irgendwo lebt sie ganz gewiss, dessen bin ich sicher.“

„Ich wette mit dir, worum du willst“, meinte sein Freund, „eine vollkommene Frau kannst du nicht finden, weil es so eine gar nicht gibt.“

Einer Wette konnte Nasreddin nie widerstehen. Nun gab ein Wort das andere und am Ende schlossen sie folgenden Pakt: Nasreddin würde ein ganzes Jahr lang ernsthaft nach seiner vollkommenen Frau suchen.

Am selben Tag im nächsten Jahr würden die beiden sich wieder hier in diesem Kaffeehaus treffen. Wenn Nasreddin diese „Vollkommene“ gefunden habe, wäre sein Gewinn eintausend Dinar. Wenn er sie aber nicht fände, würde er ebendiese Summe verlieren.

Schnell kann von solcherlei Dingen erzählt werden, langsamer vergeht das Leben für einen, der Tag für Tag sucht und sich sehnt.

Nach genau einem Jahr begegneten sich die beiden Männer wirklich wieder am selben Ort.

Nasreddin wirkte sehr bedrückt und unglücklich. „Ich wusste es ja“, meinte sein Freund siegesgewiss und ein wenig mitleidig, „die vollkommene Frau gibt es nicht und du schuldest mir eintausend Dinar.“

„Ach“, war die Antwort des Suchenden, „da hast du unrecht, denn ich habe die „Vollkommene“ gefunden. Sie ist so schön wie die Wüste nach der Regenzeit. Sie zu sehen ist ein Festmahl für

die Augen. Sie zu betrachten ist wohltuend wie der Anblick einer frisch erblühten Rose am frühen Morgen.“

„Naja, wenn sie so schön ist, dann wird sie wohl nicht besonders klug sein, vermute ich“, wandte der Freund ein.

„Unsinn!“, widersprach Nasreddin, „ihre Gedanken sind so erhellend wie eine Kerze in der Nacht. Sie besitzt einen Verstand so scharf wie das Schwert des Richters.“ „Also dann wird sie wohl auch scharfzünftig und bissig sein.“

„Das ist nicht wahr. Sie hat ein gütiges Herz, ist freundlich zu den Alten, geduldig mit den Kindern, großzügig gegenüber den Notleidenden!“

„Dann stimmt etwas anderes nicht an ihr. Sie hat wohl eine schreckliche Stimme oder ist ungeschickt.“

„Ihre Stimme könnte eine Nachtigall vor Stauen zum Verstummen bringen. Dazu spielt sie gewandt und innig die Laute. Die Anmut all ihrer Bewegungen lässt selbst schwere Arbeit wie einen Tanz erscheinen.“

„Wenn das so ist, war diese Frau gewiss zu alt für dich oder zu jung oder sie ist bereits verheiratet“, vermutete der Freund nun.

„Auch das nicht! Sie ist genau im rechten Alter und hat noch keinen Mann.“

„Also wenn es so ist, dann schulde ich dir tatsächlich tausend Dinar. Doch ich verstehe nicht, warum du derart unglücklich dreinschaust, warum du so niedergeschlagen dasitzt, wenn du doch deine vollkommene Frau gefunden hast!“

„Ach weißt du“, seufzte Nasreddin da tief, „als ich sie endlich fand, da stellte sich heraus, dass sie ebenso wie ich auf der Suche war.“

Aber sie suchte den vollkommenen Mann.“

erzählt von Frau Wolle





Das besprochene Wasser

Einst lebten eine Frau und ein Mann, die waren noch nicht sehr lange verheiratet, aber auch nicht ganz kurz, sondern irgendwo dazwischen. Obwohl sie schon etliche Jahre zusammen waren, ging es zwischen ihnen zuweilen immer noch recht leidenschaftlich zu. Doch leider nicht nur nachts bei der Liebe, sondern auch tagsüber beim Streit.

Beide waren sie dann stur und zornig gleichermaßen. Dabei taten sie einander mit harten Worten so manches Leid an.

Die Frau ging eines Tages an den Rand des Dorfes, dorthin, wo das Kräuterweib lebte.

Diese Frau besuchte keiner einfach so, zu der ging nur, wer in Not war und Hilfe brauchte.

Die Ehefrau klagte ihr Leid: „Mein Mann und ich, wir lieben uns von Herzen. Aber manchmal streiten wir uns derart, dass er mich fast in den Wahnsinn treibt mit seiner Sturheit. Ich fürchte, dass eines Tages die Tür zwischen uns für immer zufällt. Wir sagen uns im Streit Dinge, die wir nicht so meinen, die wir aber nicht wieder zurücknehmen können.“ Die Kräuterfrau nickte. Sie wusste ja: Ein einmal ausgesprochenes Wort ist wie ein Pfeil, der niemals zurückgerufen werden kann.

Als die Besucherin ausgeredet hatte, schaute die Alte aus dem Fenster und dachte nach. Dann holte sie ein dickes altes Buch, fand darin eine ganz bestimmte Seite, las, schüttelte den Kopf und seufzte. Sie stellte ein paar Fragen – wie oft und wie lange die beiden stritten und wie sie sich versöhnten. Daraufhin holte sie ein anderes Buch. Dieses schlug sie auf gut Glück irgendwo auf und las, was da geschrieben stand. Endlich nickte sie zufrieden. Entschlossen ging sie in ihre Kammer und kam bald darauf wieder mit einer gläsernen Flasche, verschlossen mit einem Korken.

„Das“, so meinte sie nun gewichtig, „ist besprochenes Wasser. Ich habe nicht mehr viel davon, doch für deine Zwecke wird's schon reichen. Es hat damit eine besondere Bewandtnis. Es ist sehr wirksam, doch nur, wenn es richtig verwendet wird. Also hör mir gut zu: Wenn der nächste Streit beginnt, musst du gleich anfangs einen Schluck von diesem Wasser in den Mund nehmen. Dann kommt das Schwierigste – du darfst es nämlich nicht hinunterschlucken und nicht ausspucken, sondern musst es im Mund behalten, so lange du nur kannst. Erst wenn es nicht mehr geht, spuckst du es hinterm Haus, nicht vor dem Haus, unter einem Obstbaum aus, ein Nussbaum tut es auch.“

Dankbar legte die Ehefrau viel Geld auf den

Tisch. Weil die Alte eine ehrliche Haut war, gab sie die Hälfte davon zurück. Weil sie aber auch von etwas leben musste, steckte sie die andere Hälfte ein.

Die Frau stellte die Flasche mit besprochenem Wasser zu Hause auf ein Brett an der Wand. Dann wartete sie auf den nächsten Streit. Doch es war wie verwunschen, gerade weil sie darauf wartete, verging ein Tag nach dem anderen in völligem Frieden.

Erst eine Woche später begann der nächste Zank. Ihr Mann sagte etwas Verkehrtes und sie antwortete darauf ganz wütend, dann schoss er zurück und sie ... sie sah die Flasche an der Wand. Was sie gerade sagen wollte, brannte ihr zwar auf der Zunge, doch sie ging wild entschlossen zu dem Brett an der Wand, nahm einen Schluck besprochenes Wasser in den Mund und wartete.

Ihr Mann hatte die Antwort auf das, was sie hätte sagen wollen, schon im Kopf. Nach so vielen Jahren weiß der eine ja meistens, was der andere in einem Streit als nächstes sagen wird. Nur dass sie es nicht sagte. Das verwirrte ihn. Er schaute zu ihr hin. Sie erwiderte seinen Blick mit fest geschlossenen Lippen, denn mit dem Wasser im Mund konnte sie nicht sprechen.

Was nun kam, ist ungewöhnlich in einem Streit – es war ganz still. Still genug um nachzudenken. Weil keine Erwidierung gekommen war, hallten die letzten zornigen Worte des Mannes nach. Mit einem Mal erschien ihm, er habe es recht hart und schneidend ausgedrückt. Also sagte er es nochmals, doch ein wenig sanfter.

Die Frau machte Augen und dachte bei sich: Das Wasser wirkt! So behielt sie es im Mund. Als er ihre Augen sah, fasste der Mann das, was er meinte, ein drittes Mal in Worte. Nun klang es schon gar nicht mehr böse.

So ging es immer weiter, ihre Augen wurden größer, seine Worte sanfter, das Wasser wirkte! Am Ende kam es so weit, dass er gar über das nachdachte, was seine Frau gesagt hatte, bevor sie verstummt war. Schließlich gab er sogar zu, dass sie zwar nicht zur Gänze Recht hatte, meinte aber, sie habe auch nicht völlig Unrecht. Als sie endlich das Wasser hinterm Haus unter den Kirschbaum spucken ging, folgte ihr Mann auf dem Fuß. Unter den blühenden Zweigen saßen die zwei bald wieder wie zwei Turteltauben beieinander.

Einige Flaschen musste sie schon noch holen vom Rand des Dorfes, doch ihre Ehe hielt ein gemeinsames Leben lang.

erzählt von Frau Wolle

Hühnersuppe und Rosenduft

Ein armer Bauer schaute einmal aus dem Fenster. Er sah einen Fremden heranreiten, der war gekleidet wie ein Jäger und saß auf einem stolzen Pferd.

Der Bauer trat vor seine Tür und wartete, bis der Mann näher kam. Noch aus dem Sattel grüßte der Reiter den Bauern. Dieser fragte nach Woher, Wohin, Wozu.

Der Reiter meinte: „Ich habe mich verirrt. Kannst du mir den Weg in die Hauptstadt zeigen?“

Der Bauer antwortete mit einem Blick auf den Stand der Sonne: „Den Weg könnte ich dir schon weisen, aber heute wirst du es nicht mehr schaffen, denn es ist weit. Du mußt wohl hier bleiben. Sei mein Gast.“

Also stieg der Fremde vom Pferd. Der Bauer hatte ein kleines Haus, aber ein großes Herz.

So schlachtete er für den Gast sein letztes Huhn, um ihm ein anständiges Essen zuzubereiten. Alt und zäh war es, doch gut genug für eine wärmende, köstliche Suppe.

Sie aßen und unterhielten sich bis spät in die Nacht, sprachen, wie wir Menschen es so tun, über Großes und Kleines, redeten Sinn und Unsinn, eines nach dem anderen, nicht immer leicht zu unterscheiden.

Als es Zeit zum Schlafen war, gab der Bauer dem Gast sein eigenes Bett. Weil er aber nur das eine hatte, schlief er selbst im Stall bei den Tieren.

Am nächsten Morgen machte sich der Fremde zum Aufbruch bereit. Sein Gastgeber erklärte ihm den Weg: „Du mußt in diese Richtung reiten, wohl eine halbe oder ganze Stunde lang, vielleicht auch zwei. Dann kommst du an einen Strom, den reitest du flussaufwärts, bis du an einer Stelle bist, wo am einen Ufer zwei Büsche stehen und am anderen drei. Dort kannst du das Wasser überqueren. Nur an dieser Stelle ist es seicht genug und die Strömung leicht genug. Wenn du glücklich am anderen Ufer bist, reitest du noch einmal ungefähr eine kleine Stunde lang nach Westen.“

Sodann kommst du zu drei hohen Bäumen. Du wählst den Weg zwischen dem mittleren und dem linken Baum – nein, warte –, zwischen dem mittleren und dem rechten. Reite nur nicht beim linken Baum weiter, sonst gerätst du in die Einöde und wirst elendiglich zu Grunde gehen.“

An dieser Stelle unterbrach der Fremde den Bauern: „Das merke ich mir nie. Kannst du nicht mit mir kommen und mir den Weg zeigen?“

„Nun, es ist ein weiter Weg, vor allem wenn man ihn allein zu Fuß zurückgehen muß“, meinte der Bauer.

„Aber du bist mein Gast. Ich sollte dafür sorgen, dass du gesund nach Hause kommst.“

So stieg er hinter dem Jäger aufs Pferd und erklärte ihm den rechten Weg – zum Fluss, glücklich auf die andere Seite, zwischen den Bäumen hindurch und weiter. Gegen Mittag sahen sie die Mauern und Tore der Hauptstadt vor sich.

Als sie näher kamen, wurde der einfache Bauer ganz aufgeregt. Er zupfte seinen Begleiter am Wams und sagte: „Ich war noch nie innerhalb der Stadtmauern und würde gar zu gern einmal den König sehen. Kannst du ihn mir zeigen?“

„Ja, ja, das wird sich wohl einrichten lassen. Er ist leicht zu erkennen. Denn er ist der, der nicht das tut, was alle andern tun.“

Schon ritten sie in die Stadt hinein. Dem Bauer blieb vor Staunen der Mund offen stehen. Er sah mehr Häuser als Bäume in einem Wald und mehr Menschen als Ameisen in einem Ameisenhäufel. Wie diese liefen auch die Menschen alle durcheinander und schienen genau zu wissen, wohin sie wollten und wozu. Es gab Edles und Gewöhnliches, Schönes und Hässliches, Armut und Reichtum, eines neben dem anderen.

Sie ritten durch Gassen und Straßen.

Schließlich gelangten sie auf einen Platz, der war so groß wie alle Felder des Bauern zusammen genommen nicht waren, und so voller Menschen – hätte man eine Stecknadel fallen lassen, sie hätte den Boden nie erreicht. Wie auf ein geheimes Zeichen warfen sich alle Menschen auf die Erde.

Der Bauer war verwirrt und eingeschüchtert, der Jäger aber lenkte sein Pferd gelassen durch die Menschenmenge.

„Zeigst du mir jetzt den König?“, bat der Bauer wieder. „Gemach, gemach, alles zu seiner Zeit. Er ist leicht zu erkennen, denn er ist der, der nicht das tut, was alle anderen tun.“

Der Bauer schaute sich um, aber alle taten das Gleiche. Schon waren sie auf der anderen Seite des Platzes.

Da stand ein Haus, groß wie ein Berg und schön wie die Wüste nach dem Regen. Unbehelligt ritten die beiden durch das Tor. Im Innenhof duftete es nach Rosen, nach Orangen- und Zitronenblüten. Es gab Springbrunnen dort, Granatapfelbäume und viele, viele Menschen.

Wie auf ein geheimes Zeichen senkten all diese Leute ihre Köpfe, bis sie mit der Stirn die Knie berührten.

Dem einfachen Bauern wurde es unheimlich. Er stieg nach dem Jäger vom Pferd und fragte ihn wieder nach dem König, nur um die gleiche Antwort zu erhalten – er sei der, der nicht das tut, was alle andern tun. Aber alle taten das Gleiche. Gemeinsam betraten die beiden das Haus. Sie gingen über Stufen, durch Gänge und Türen, bis sie in einen reich geschmückten, großen Saal kamen.

Der Boden war aus Marmor, kostbare Schnitzereien aus Elfenbein und edlen Hölzern zierten

die Wände, bunte Glasornamente an den Fenstern brachen das Licht tausendfach.

Hier standen die Edlen und Reichen des Landes versammelt. Wie auf ein geheimes Zeichen senkten alle ihre Köpfe. Der Bauer folgte dem Jäger durch den Saal bis ans andere Ende.

Dort setzten sie sich an einen niederen Tisch. Sie beide saßen, die andern aber standen.

Da sagte der Bauer: „Jetzt habe ich nur noch eine Frage – bin ich es oder bist du es?“

Da lachte der König, so wie ihr jetzt lacht, und meinte: „In deinem Haus bist du ein König und hier bin ich es. Sei heute du mein Gast.“

aus dem gleichnamigen Buch von Frau Wolle,
illustriert von Anna Vidyaykina (S. 39)

Die Sage von der Frau Hitt

In alter Zeit, als das Tal um Innsbruck noch von Riesen bewohnt wurde, lebte hoch oben im Gebirge die Riesenkönigin Frau Hitt. Sie herrschte über ein blühendes Reich von Feldern, Wäldern und Höfen und ihr Felsenschloss glänzte wie ein Kristall bis in die Täler herab.

Aber die Riesenkönigin war hochmütig und hartherzig und wurde von ihren Untertanen mehr gefürchtet als geliebt.

Als Frau Hitt eines Tages auf ihrem Pferd einen steilen Pfad hochritt, trat eine Bettlerin mit ihrem Kind an den Wegrand. Die arme Frau streckte der Königin bittend die Hand entgegen: „Habt Mitleid, Herrin – schenkt mir ein Stück Brot für mein Kind!“

Da brach Frau Hitt einen Stein aus dem Fels, reichte ihn der Bettlerin und höhnte: „Da habt ihr euer Brot!“

Die Bettlerin ließ den Steinbrocken zu Boden fallen und rief voller Zorn: „Hart wie Stein ist dein Herz, Frau Hitt, und zu Stein sollst du werden!“

Die Riesenkönigin lachte nur über den Fluch, stieß die Bettlerin grob mit ihrem Ross zur Seite und ritt unbeirrt weiter empor zu ihrer Burg.

Mitgefühl, Geduld und Zärtlichkeit kannte die grausame Frau Hitt nur für ihren kleinen Sohn. Ihn verwöhnte und verhätschelte sie sehr und erlaubte ihm alles zu tun, was er wollte.

Eines Tages spielte der Junge in Begleitung eines Waldhüters im nahen Bannwald. Da entdeckte er ein besonders schönes und schlankes Tannenbäumchen und rief: „Das da will ich haben! Daraus mache ich mir ein Steckenpferd!“

Der Waldhüter aber entgegnete: „Lasst den Baum bitte stehen, junger Herr! Den Bauern ist der ganze Bannwald heilig. Er soll ihre Höfe vor

den Lawinen und Muren schützen.“

Das Riesenkind aber herrschte seinen Begleiter an: „Halt den Mund! Ich bin der Sohn der Königin! Ich tue, was ich will!“

Wütend lief der Junge selbst zum Tännlein hin und wollte es mit aller Kraft knicken. Doch das biegsame Holz schlüpfte ihm durch die Hände, der Stamm schnellte zurück und schleuderte das Riesenkind ins Moor. Triefnass und über und über von schwarzem, übel riechendem Moor bedeckt, krabbelte der kleine Königssohn aus dem Sumpfloch und lief jämmerlich heulend heim zu seiner Mutter.

Frau Hitt tröstete das schluchzende Kind und befahl ihrem Diener: „Entkleide den Jungen und säubere ihn mit weichen Brotkrumen, damit seine zarte Haut nicht wund wird.“

Als der Kammerdiener erschrocken die Augen aufriss und seinen Ohren nicht zu trauen glaubte, schrie Frau Hitt ihn an: „Hast du mich nicht verstanden? Hol die Brotkrumen, aber sofort!“

Kaum hatte der verängstigte Diener mit der Säuberung des Königssohns begonnen, da erschütterte ein unerhörter Donnerschlag das Riesen Schloss und grelle Blitze durchschnitten die Luft. Gewaltige Stein- und Schlammlawinen wälzten sich von den Bergen herab und eine entsetzliche Finsternis fiel über das Land.

Als der Himmel wieder aufklarte, war aus dem blühenden Reich der Riesenkönigin eine öde, leere Wildnis geworden. Der Fluch der Bettlerin hatte sich erfüllt: Frau Hitt und ihr Riesensohn waren in graue Felsgestalten verwandelt, die für alle Zeit als steinernes Mahnmahl auf der Nordkette über Innsbruck thronen.

Innsbruck Hötting/erzählt von Brigitte Weninger

Beim Bart des Kaisers

Wenn bedeutende Menschen sterben, erweisen ihnen auch heute tausende Trauergäste die letzte Ehre. Ganz zu schweigen von denen, die die Trauerfeierlichkeiten über die Medien verfolgen. In vorchristlicher Zeit gab man bei den Kelten einem verstorbenen Fürsten, der sich für die Gemeinschaft ausgezeichnet hatte, eine Brezel mit ins Grab. Dieses Gebildebrot sollte mit seinen in sich geschlungenen Kreisen als Zeichen der ewigen Wiederkehr für eine rasche Wiedergeburt dieses Menschen sorgen. Selbst heute ist in der Umschreibung „eine Brezn reißen“ für einen großen Sturz noch etwas von dieser Symbolik erhalten.

Auch wenn Karl der Große mit vielen heidnischen Traditionen brach: Das Volk dachte anders. Ein so bedeutender Herrscher wie er durfte einfach nicht mir nichts, dir nichts sterben. Und wenn er schon nicht mehr unter den Lebenden war, dann schlief er eben – zum Beispiel in einem Berg wie dem Untersberg, der sich majestätisch unmittelbar aus dem Alpenvorland erhebt; noch dazu in Gehweite einer Stadt wie Salzburg, die Karl dem Großen den Neuaufbau als geistiges und kulturelles Zentrum verdankt.

Tief drinnen in diesem Berg schläft er also, der alte Kaiser. Nicht in einem Bett, so heißt es, sondern sitzend an einen Tisch gelehnt verbringt er die Jahrhunderte. Dreimal muss sein Bart um den Tisch wachsen. Erst dann – und wenn vierundzwanzig Raben dreimal um den Berg fliegen – wird Karl der Große wieder erwachen. Keine Stunde früher. – Es sei denn, einer entwindet ihm das goldene Zepter, das er in seiner Rechten hält, und schlägt damit dreimal gegen den Berg. Dann wäre der Kaiser vorzeitig erlöst und würde mit seinem Heer aus dem Untersberg herauskommen. Das wäre der Auftakt für den Jüngsten Tag. Aber wer möchte das schon?

Ein Hirte weidete einmal seine Schafherde am Fuß des Untersbergs. Die Tiere grasten friedlich. Er selbst lag vergnügt im Gras und schaute versunken ins weite Land.

Da stand plötzlich wie aus dem Boden gewachsen ein Zwerg vor ihm. „Na“, fragte der, „wie ist's? Willst du den Kaiser Karl sehen?“

Da musste der Hirt nicht lange überlegen. Er war ein aufgeweckter Bursche. „Aber was ist mit meiner Herde?“, fragte er noch.

„Kümmer dich nicht. Auch für die wird gesorgt sein“, meinte der Untersberger freundlich. Da sprang der Hirt mit einem Satz auf. Und schon ging's hinein in den Wald zwischen Felsen, durch Klüfte und Schluchten, dort hinauf und da hinein,

durch den Spalt und runter in die Klamm, hinaus über den Felsengang und den Steig entlang. Der Bursche kannte sich gut aus am Berg, aber bald hatte er keine Ahnung mehr, wo sie waren. Schließlich kamen sie zu einer Pforte. Auch die hatte der Hirt noch nie gesehen. Der Zwerg machte ein Zeichen. Mit einem krachenden Donner sprang die schwere Tür auf. Gleich darauf standen sie in einem riesigen Saal. Den stützten rundum mächtige Säulen. Die Wände glänzten silbern. Wächter ragten starr und stumm wie Statuen vor ihnen auf.

In der Mitte des Saales sah der Bursch den Kaiser. Er ruhte auf einem mächtigen Thron aus purem Gold. Auf seinem Haupt lastete eine funkelnde Krone. Der Kopf war im tiefen Schlaf nach vorne gesunken. Vor Karl dem Großen stand ein Koloss von Marmortisch. Zweimal war der Bart schon um den Tisch gewachsen. Um den Kaiser herum saßen viele edle Herren, einige in prächtiger Rüstung, manche in reich verzierter, alter fränkischer Tracht. Gleich ihrem Herrn schliefen sie tief und fest. Einer wie der andere hatten sie ihre Köpfe in die Hände gestützt.

Staunend betrachtete der Hirte, was er da sah. Er war wie geblendet von der Pracht und Herrlichkeit, die hier aufblitzte. Unfassbar! Vor ihm schlief Kaiser Karl der Große! Ehrfurchtsvoll neigte er den Kopf. Da hob der Kaiser aus seinem tiefen Schlaf das Haupt. Die müden Augen fanden den Burschen: „Sag! Fliegen wohl zur Stunde die Raben noch um den Berg?“, dröhnte eine Stimme, die wohl schon lange nicht mehr erklingen war und die das Reden erst wieder erlernen musste.

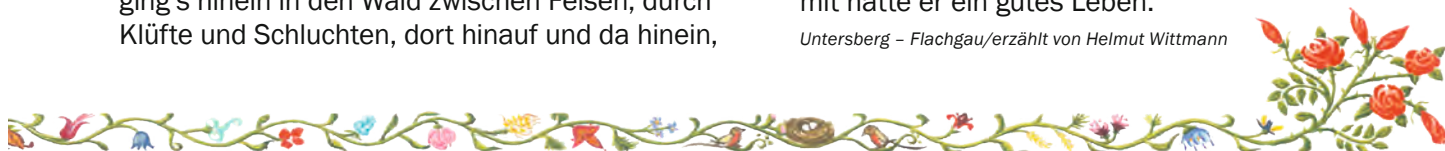
„Ja, Majestät“, sagte der Bursche bedächtig. „Sie fliegen jetzt wie früher noch herum.“

„Dann muss ich noch einmal hundert Jahre schlafen!“, seufzte der Kaiser und sank wieder zurück in seinen bleiernen Schlaf.

Der Zwerg gab dem Burschen daraufhin einen Wink. So schnell wie sie gekommen waren, führte er ihn wieder hinaus aus dem Berg. Draußen drückte er ihm ein kleines Säckchen in die Hand. „Nimm das“, meinte er daraufhin. „Es ist der Lohn dafür, dass du unserem Herrn so unerschrocken Auskunft gegeben hast.“

Im nächsten Moment war der Untersberger wieder verschwunden. Am Hang graste die Herde. Kein Schaf fehlte. Es war, als ob nichts gewesen wäre. Und der Hirt? – Der nestelte neugierig das Säckchen auf. Gold war darin. Reichlich Gold. Damit hatte er ein gutes Leben.

Untersberg – Flachgau/erzählt von Helmut Wittmann



Die Wetterhexen

Der Schöckl ist seit jeher als Hausberg der Grazer bekannt, und weil er in seiner Erscheinung so dominant ist, regte er die Leute immer schon zu waghalsigen Behauptungen an. Etwa, dass er gefüllt mit unterirdischen Seen sei, die jederzeit seine Außenwand durchbrechen und die ganze Umgebung unter Wasser setzen könnten.

Nun, derlei G'schichtln glaubt heute kein Kind mehr, nur eine hält sich hartnäckig, und deshalb muss wohl was Wahres an ihr dran sein. Denn im Schöckl, so viel ist gewiss, hausen die Hexen. Gleich mehrere dieser hässlichen Geschöpfe sind es, davon geht man gemeinhin aus. Dazu muss man wissen, dass der Schöckl voller Löcher ist, den Dolinen – tiefen, schmalen Höhlen, die eine ständige Gefahr für Wanderer darstellen. Und in diesen Untiefen verstecken sich die boshafte Kreaturen und brauen das Wetter ganz so, wie es ihnen gefällt.

Am liebsten sind ihnen Unwetter jeder Art. Da lachen sie und kichern, und was viele als Pfeifen des Windes verwechseln, ist der Flug auf ihren Besen. Besonders bei dichtestem Nebel schwärmen die Hexen aus, genießen ihr düsteres Flugwetter und bewerfen die Menschen mit Hagelkörnern.

Deshalb gehen die Bauern der Region auch am

liebsten mit den Zacken der Mistgabeln nach oben gerichtet außer Haus – das vertreibt die Hexen und lässt sie aus Furcht davor, aufgespießt zu werden, in die Höhlen fliehen.

Im Gegenzug ist niemandem zu raten, Steine in die Wetterlöcher am Schöckl zu werfen. Das bringt die Hexen in Rage und stachelt sie an, furchteinflößende Unwetter zu brauen. Doch es ereignen sich immer wieder auch ganz andere Begebenheiten. Wie etwa diese hier:

„Papa“, rief eines Tages ein kleiner Junge, der ein Hagelkorn am Schöckl aufgehoben hatte.

„Was ist das?“ Der Bub hatte das Korn in seiner Hand zergehen lassen und plötzlich war ein Haar aufgetaucht. Ein langes, graues Haar.

„Wonach sieht es denn aus?“, fragte der Bauer, dem die Gänsehaut über die Arme rieselte. „Wie das Haar von einer alten Frau.“

Der Bauer schaute den Buben lange an, so lange, bis dieser von selbst verstand und erschrak.

„Nein, Bub“, grinste der Bauer, „musst nicht erschrecken. So ein Hexenhaar bringt Glück.“

„Echt jetzt? So was bringt Glück?“

„Net so laut“, zischte der Bauer und schlug seinem Sohn liebevoll auf die Schulter. „Sonst holen sie sichs zurück.“

Graz-Schöckl/erzählt von Robert Preis

Der Zahnweh-Herrgott

An der Ostseite des Stephansdomes befindet sich seit alter Zeit eine Statue des leidenden Christus. Einige fromme Damen gefielen sich darin, das Haupt des Gottessohnes immer wieder mit frischen Blumen zu schmücken. Doch weil der Wind damals ebenso schneidig um den Dom piffte wie heute, mussten die Kränze mit dicken Seidenmaschen festgebunden werden.

Das sahen drei lustige Zechbrüder, die nach ihrem Wirtshausbesuch am Stephansdom vorbeischlenderten. „Schaut's nur“, spottete der Erste, „unser armer Herrgott hat Zahnweh! Deswegen schaut er gar so leidend drein.“

„Kaa Wunder“, scherzte der Zweite. „Er steht ja aa Tag und Nacht in der Zugluft.“

„Deswegen hat er ja a schönes Zahntüchl umgebunden“, meinte der Dritte. „Das hilft bestimmt!“ Die drei Freunde lachten noch eine Weile und wankten dann nach Hause.

Aber an Schlaf war nicht zu denken. Kaum hatte sich der erste Spötter ins Bett gelegt, wurde er von schrecklichem Zahnweh gepeinigt. Kein bekanntes Mittel half gegen die Schmerzen – weder Wärme noch Kälte noch ein Schluck aus der Schnapsflasche. Schließlich wurden die

Zahnschmerzen so unerträglich, dass der Mann einen Arzt rufen ließ.

Der Doktor aber kam erst nach einer Ewigkeit und entschuldigte sich: „Es tut mir leid, dass Ihr so lange warten musstet, aber ich hatte vor euch noch zwei andere Zahnweh-Patienten. Vielleicht ist es eine neue Art von Zahnpest, gegen die ich allerdings kein Mittel weiß. Da kann wohl nur noch der Herrgott helfen ...“

Bei diesen Worten dämmerte dem Zechbruder plötzlich, was die Ursache für seine schrecklichen Schmerzen sein könnte. Wimmernd wälzte er sich aus dem Bett, band sich ein wollenes Zahntüchel um den Kopf und schlich zurück zum Stephansdom. Dort traf er seine beiden Freunde, die bereits reumütig vor dem leidenden Christus knieten. „Bittscheen, lieber Herrgott, nimm das Zahnweh von uns!“, beteten die drei. Und weil sie gar so innig bettelten und feierlich versprachen, nie wieder leichtfertig über andere zu spotten, verschwanden die Schmerzen. Seit jener Nacht wird die Christusstatue auch „Zahnweh-Herrgott“ genannt und bei vielen schweren Kopfleiden um Hilfe gebeten.

Wien-Stephansdom/erzählt von Brigitte Weninger

Die verstorbene Gerechtigkeit



Prächtigtig war der Hof des Bauern, von dem dieses Märchen erzählt, nicht, aber doch wohlbestellt und grad recht für ihn und die Seinen.

Zu jener Zeit lebte auch ein gewaltig reicher und mächtiger Graf in der Nähe.

Dieser kam einmal auf einem Spazierritt zu jenem

Bauernhof, und er gefiel ihm sehr. Der hohe Herr besichtigte deshalb das ganze Gehöft. Dann ritt der Graf vor das Haus hin, wo eben der Bauer, dem das Anwesen gehörte, unter der Haustür stand.

Der Graf grüßte ihn freundlich, stieg vom Ross und sprach: „Guter Mann, möchtest du mir nicht deinen Hof verkaufen? Ich würde ihn sehr gut bezahlen.“

Der so Angesprochene brauchte diese Frage nicht lange zu überdenken und antwortete prompt: „Euer Gnaden, nichts für ungut. Aus dem Handel wird nichts. Auf diesem Hof lebten schon meine Vorfahren. Auch ich will hier meine alten Tage zubringen. Nein, ich verkauf den Hof nicht!“

Der Graf aber hatte in seinem ganzen Leben noch kein Nein hinnehmen müssen. Er bekam oder nahm sich immer, wonach ihm der Sinn stand, ohne nach Recht und Billigkeit zu fragen. Verärgert meinte er: „Ich will dir bis morgen Bedenkzeit lassen. Überleg es dir gut.“ Dann sprengte er wütend davon.

Der Bauer aber blieb bei seinem Beschluss, schüttelte den Kopf und dachte sich: „Aus dem Handel wird nun einmal nichts.“

Am folgenden Tag kam der Graf schon in aller Früh dahengeritten. Ohne abzusteigen fragte er den Hofherrn nach seinem Entschluss. Da antwortete dieser: „Euer Gnaden, ich habe meine Entscheidung getroffen. Es ist ein Erbhof, und ich bleibe hier. Aus diesem Handel wird nichts.“

Da wurde der Graf böse und rief: „Ich frage dich noch ein letztes Mal, ob du dein Anwesen gutwillig hergeben willst. Wenn nicht, so bekomme ich es doch!“

Der Bauer schüttelte jedoch seinen Kopf: „Ich bleibe bei meinem Wort: Den Hof verkauf ich nicht!“ Nun sprengte der Graf voller Zorn davon. Er ritt geradewegs zu einem Advokaten in die Stadt. Diesen bestach er mit Gold und ließ dem Bauern einen Prozess anhängen.

Der Advokat ließ nun auch die Richter wissen, dass der Graf steinreich sei und ihre Gunst sehr schätzen würde. Die Richter lockte das Geld, deshalb

hielten sie zum Grafen und versprachen, den einfachen Mann müde zu machen.

Sie ließen den armen Kerl durch den Gerichtsdienner herbeiholen. Dann fragte der Advokat ihn, ob er seinen Hof verkaufen wolle oder nicht. Als der Bauer ein entschiedenes Nein erwiderte, wurde eine lange, schwer verständliche Klageschrift verlesen. Dann wurde dem Armen mitgeteilt, dass er einen Prozess gegen den Grafen gewinnen müsse, um seinen Hof zu behalten.

Der einfache Mann war ratlos und wusste sich nicht zu helfen. Was blieb ihm übrig? Er konnte sich auch keinen Rechtsgelehrten leisten. Der Graf hingegen hatte einen gewieften Advokaten. Da wurde nun hin und her prozessiert.

Sie riefen den Bauern oft in die Stadt und übertölpelten ihn ein ums andere Mal. Binnen kurzem war er ganz verschuldet. Die Richter entschieden gegen ihn, sodass er von Zuhause fort musste. Nicht mehr als hundert Gulden blieben ihm von Haus und Hof. Da machte der sture Bauer den Richtern bittere Vorwürfe. Er rief: „Wenn auf Erden keine Gerechtigkeit mehr ist, so lebt doch noch im Jenseits ein Richter, der euch finden wird.“

Da lachten die Herren nur. Einer sagte ihm sogar ins Gesicht:

„Die Gerechtigkeit ist ja schon lange gestorben.“ Der Betrogene ging schweigend aus dem Gericht hinaus, geradewegs zum Kirchenvater. Dieser kannte den Mann schon lange. Er rief ihm freundlich zu: „Grüß dich Gott, mein Freund! Kommst du auch einmal in die Stadt, mich zu besuchen?“

„Ja“, antwortete dieser, „aber in einer sehr traurigen Lage.“ Dann erzählte er dem Kirchenvater die ganze Geschichte.

Er schloss mit den Worten: „Jetzt hab ich nur noch hundert Gulden, und die geb ich dir. Es ist grad so viel Geld, wie man bei euch in der Stadt zahlen muss, wenn man die große Glocke für einen Verstorbenen läuten lässt. Da hast du’s, und jetzt läute der Gerechtigkeit die Totenglocke. Aber läute recht lang.“

Der Kirchenvater nahm das Geld. Er ging mit seinem Knecht in den Turm und läutete die große Glocke. Das tat er in seinem mitfühlenden Zorn und auch weil hundert Gulden nicht wenig sind, eine sehr lange Zeit. Da gab’s nun in der Stadt ein Gefrage und Gerede, wer denn gestorben sei. Es müsse eine wichtige Persönlichkeit sein, wenn so lange geläutet wird. Doch niemand wusste, um wessen Tod es ging. So wurde die Neugierde immer größer. Auch der König, der in derselben Stadt seine Residenz hatte, erkundigte sich, wer denn gestorben sei. Doch nicht einmal er brachte es in Erfahrung.

Da schickte er einen Läufer zum Kirchenvater und ließ ihn fragen, für wen man so lange geläutet habe.

Der Geistliche sprach: „Für die Gerechtigkeit.“

Mit dieser Antwort eilte der Läufer zum König zurück. Wie der Herrscher das hörte, wurde er rot vor Zorn.

Er rief: „In meinem Reich ist die Gerechtigkeit noch lange nicht gestorben. Sie schläft nur zuweilen. Aber ich will sie wecken.“

Dann ließ er den Kirchenvater selbst herbeiholen. Er fragte ihn, wer die große Glocke für die verstorbene Gerechtigkeit habe läuten lassen.

Die Antwort lautete: „Eure Majestät, das war der Mann, der früher Schauerle-Bauer hieß.“

Eilends wurde nun der Bauer geholt, denn der König wollte alles von ihm selber hören.

Da erzählte dieser, wie der Graf ihn um Haus und Hof gebracht hatte, weil die Gerechtigkeit nicht mehr lebe. Der König war nun voller Zorn über die Richter, den Advokaten und den Grafen.

Er machte kurzen Prozess und gab dem Bauern sein Eigentum sogleich zurück. Dann ließ er den Grafen, den üblen Advokaten und die bestochenen Richter rufen und die Sache genau untersuchen. Schließlich verurteilte der gute König alle zum Tod. Sie wurden in Gestalt einer Glocke aufgehängt, und in ihrer Mitte zappelte der Graf. Seitdem aber kam die Gerechtigkeit wieder zum Leben und die Richter sprachen so Recht, wie es sich geziemt.

nach Zingerle/erzählt von Frau Wolle

Was ist das Schönste, Stärkste und Reichste auf der Welt?



Zwei Bauern standen einmal vor Gericht – ein reicher und ein armer. Sie zankten und stritten sich schon eine ziemlich lange Zeit. Schließlich hatte der Richter keine Lust mehr, sich das Hin und Her anzuhören. Er war ein sehr kluger Mann. Schon manches

Mal hatte er sich durch geschickte Einfälle lästige Leute vom Hals geschafft.

So sagte er eines Tages zu den beiden Bauern: „Wisst ihr was? Ich mag nicht mehr. Lasst diesen Streit mit einem Rätsel enden! Derjenige von euch hat hier gewonnen, der mir bis morgen die richtige Antwort auf drei Fragen zu geben weiß. Was ist das Schönste, das Reichste und das Stärkste auf der Welt?“

Als der reiche Bauer das hörte, ging er voller Freude heim. Jedem, dem er begegnete, erzählte er höchst vergnügt von der Weisheit und Gerechtigkeit des Richters. Denn der törichte Mann dachte bei sich. „Dass mein Weib das Schönste auf der Welt ist, dass meine Ochsen das Stärkste sind und ich selbst der Reichste bin, das ist so klar wie die Sonne am Himmel.“

Der arme Bauer hingegen schnitt ein langes Gesicht. Eine Weile blieb er stehen und machte sich dann endlich langsam und verdrießlich auf den Weg. Bei sich murrte er über die Torheit und Ungerechtigkeit des Richters. Wenn ihn jemand ansprach und fragte, warum er so grantig dreinschaue, dann ging beim Erzählen jedes Mal ein Donnerwetter los.

Bald hatte er den Hof erreicht. Seine Tochter

arbeitete gerade im Garten. Als sie den Vater mit hängendem Kopf daherkommen sah, wusste sie gleich: „Holla, heut ist's nicht gut ausgegangen“. Sie hatte die Zeichen auf der Stirn des Alten von Kindheit an genau zu lesen gelernt.

So rief sie mit scheinbarer Gleichgültigkeit: „Schau, Vater, so herrlich sind uns die Krautköpfe noch nie geraten. Große Kugeln ohne einen Wurm drauf!“ „Was, Krautköpfe!“, rief der Bauer. „Der Richter ist ein Krautkopf.“

„Hast du's verspielt?“, fragte das Mädchen.

„Verspielt hab ich's noch nicht. Aber bis morgen soll ich dem Richter ein Rätsel lösen. Was das Schönste, das Stärkste und das Reichste auf der Welt sei, will er wissen. Wenn ich es nicht errate, dann ist alles hin.“

Da rief die Tochter freudig: „Sei gescheit! Das ist ja leicht. Das Schönste ist der Frühling, das Stärkste ist der Erdboden, das Reichste aber ist der Herbst.“

Da dachte der Alte eine Zeit lang auf den Gartenzaun gestützt nach.

„Da magst du recht haben“, meinte er schließlich. Am andern Tag traten die beiden Bauern wieder vor den Richter.

Noch bevor dieser Zeit hatte zu fragen, platzte der Reiche schon heraus: „Das Schönste, Herr Richter, ist mein Weib, das Stärkste sind meine Ochsen, der Reichste aber bin ich selbst. Den Preis hab ich gewonnen.“ Da wandte sich der Richter zum Armen und fragte ihn: „Und, was hast du mir zu sagen? Heraus mit der Sprache!“

„Ich meine, das Schönste ist der Frühling in all seiner Pracht, das Stärkste der Erdboden, der uns alle trägt, und das Reichste der Herbst, in der Welt und auch im Leben eines Menschen.“

„Ja“, rief der Richter da freudig und klopfte ihm auf

die Schulter, „du hast's erraten. So hast du den Prozess gewonnen. Aber bevor du heimgehst, sag mir eines: Ist des Rätsels Lösung auf deinem Mist gewachsen?“

Da meinte der Bauer ehrlich: „Nein, das war nicht meine Gescheitheit, meiner Tochter daheim ist es eingefallen. Sie ist's, die mir so gut geraten hat.“

„Nun, so sag deiner klugen Tochter, dass ich sie zur Frau nehmen will, wenn sie im Stande ist, unangekleidet und doch nicht nackt, nicht bei Tag und nicht bei Nacht, nicht auf der Straße und nicht auf Seitenwegen von euch daheim zu mir in die Stadt zu kommen.“

Dem armen Bauern schaute bei der Aussicht auf einen solchen Schwiegersohn die Freude aus den Augen heraus. Er versprach seiner Tochter alles getreulich auszurichten.

Beide Bauern machten sich auf den Weg nach Hause. Aber heute war es anders als gestern.

Der Arme erzählte jedem, der ihm begegnete, fröhlichen Mutes von der Weisheit und Gerechtigkeit des Richters.

Der Reiche hingegen murrte über dessen Torheit und Ungerechtigkeit. Wenn ihn jemand ansprach und fragte, warum er so missmutig dreinschaue, so ging jedes Mal ein Donnerwetter los.

Als der Arme nach Hause kam, sah seine Tochter schon von Weitem, wie das Wetter heute war. Sie rief zum Fenster heraus: „Nicht wahr Vater, ich hab's erraten!“

„Freilich hast du's erraten, aber ich hab noch ein Rätsel für dich.“ „Was denn, Vater?“

„Der Herr Richter lässt dir sagen, er würde dich heiraten, wenn du im Stande bist, ohne Kleider und doch nicht nackt, nicht bei Tag und nicht bei Nacht, nicht auf der Straße und nicht auf Seitenwegen von uns daheim zu ihm in die Stadt zu kommen.“

„Ich Frau Richterin werden?“, rief die junge Frau überrascht. „Nun, das wäre gar nicht übel. Da muss ich gut überlegen.“

Sie dachte nach, wie sie die Sache recht gescheit angehen sollte. Bald hatte sie einen klugen Einfall. Ein paar Stunden, bevor der Tag zu Ende ging, ließ sie sich den Weg von zu Hause bis zur Stadt mit Brettern belegen. Dann zog sie sich aus und warf sich ein Fischernetz um. So ging sie ohne Kleider und doch nicht nackt, nicht bei Tag und nicht bei Nacht, in der Abenddämmerung dahin. Sie ging dabei nicht auf der Straße und nicht auf Seitenwegen, sondern stieg immer nur auf die Bretter am Weg.

Der Richter war hochofren über die Klugheit der Frau. Er hielt sein Wort. Einen Monat später wurde die Hochzeit mit aller Pracht gefeiert. Doch eine Bedingung stellte der Bräutigam der Braut. Sie dürfe niemandem, der vor ihm einen Prozess zu führen hatte, irgendeinen Rat erteilen. Dann verging die Zeit.

Eines Tages kam ein alter Bekannter zur Frau Richterin und erzählte ihr, dass er mit seinem Nachbarn viel zu streiten habe. Er sei deswegen in großer Verlegenheit. Anfangs weigerte die Richterin sich standhaft, ihm zu helfen. Sie erklärte dem Bauern weitläufig, dass sie durch einen solchen Beistand ihren Rang und ihren Mann verlieren würde.

Da fing der sture Bauer an, alle weisen Sprüche und jeden Rat, den er je von ihr gehört hatte, aufzuzählen. Dabei schaute er ihr unverwandt ins Gesicht, um zu sehen, welche Antwort diesmal wohl die rechte sei. So erwischte er sie. Die Frau ließ nun zuerst ein Wort nach dem andern fallen, und schließlich sagte sie ihre Meinung rundheraus. „Aber bitte verrate niemandem, wer dir das geraten hat. Höre! Versprich's!“, rief sie dem Bauern nach.

Dieser stellte sich nun vor Gericht seinem Gegner. Durch die Weisheit der Richterin gewann er auch. Der Richter aber ahnte gleich, wodurch der Bauer über Nacht so klug geworden war. Er nahm ihn beiseite. So lange fragte der Richter den armen Bauern, bis dieser gestand, wer seine Ratgeberin gewesen sei. „Mein Weib muss augenblicklich aus dem Haus“, rief der mächtige Mann zornig.

Seine Frau aber hatte alles mit angehört und ließ sich nicht so schnell irremachen. Sie trat mutig ins Gericht hinein. Sehr sanft und wortreich bat sie ihren lieben Mann, er möge wenigstens noch einmal mit ihr gemeinsam essen. Und als Erinnerung an die guten gemeinsamen Jahre möge er sie dann zum Abschied das Liebste im Haus mitnehmen lassen. Das gestattete der Richter seiner Frau. Als es Essenszeit war, setzten sich die beiden Eheleute zusammen. Er suchte seinen Zorn mit Wein zu löschen. Sie aber lächelte hier und da nachdenklich vor sich hin. Der Richter tat des Guten zu viel. Bald sank ihm der Kopf auf die Brust und er fing an, kräftig zu schnarchen.

Da packte die Richterin ihren Mann und fuhr mit ihm – dem Liebsten, das sie hatte – in Richtung ihres Heimathofs.

Als die holprige Straße den Rausch aus dem Mann herausgerüttelt hatte, erwachte der Richter. Er musste nicht erst fragen, was geschehen sei, denn er merkte gleich, dass seine Frau wieder einmal die Klügere gewesen war.

Weil er selber auch kein Dummkopf war, bat er sie um Verzeihung, und die beiden kehrten gemeinsam wieder nach Hause zurück. Sie lebten noch viele, viele Jahre in Frieden und Eintracht miteinander. Wir, die wir diese Geschichte gehört haben, wir können uns nur wünschen, dass alle Frauen so klug wären wie die Frau Richterin.

Und alle Männer klug genug, um es zu merken.

nach Zingerle/erzählt von Frau Wolle

Was ist das Kostbarste?



Gleich gern hatte der König seine drei Töchter, doch nur eine von ihnen konnte Königin werden. Welche von den dreien sollte er dazu bestimmen? Eines Tages dachte er sich eine Prüfung aus. Sein Geburtstag stand vor der

Türe, und er ließ die Töchter zu sich kommen. Dann sagte er zu ihnen: „Meine lieben Kinder, ich hab euch alle drei von Herzen gern. Lange hab ich nicht gewusst, welche von euch ich zur Erbin meines Thrones wählen soll. Nun aber bin ich mit mir eins geworden, euch eine Aufgabe zu geben. Bringt mir zu meinem Geburtsfest etwas, das eurer Meinung nach im Leben der Menschen höchst notwendig ist. Diejenige von euch, die mir das Beste und Wichtigste schenkt, soll nach meinem Tod Königin sein. Geht also und bedenkt euch wohl!“

Als der Geburtstag des alten Königs kam, brachte ihm die Älteste als Geschenk, geheimnisvoll umhüllt, das, was sie für besonders kostbar und notwendig hielt. Die Mittlere hielt es ebenso. Ob es Gold war, Silber oder Edelsteine, weiß ich nicht. Was hättest du wohl gewählt? Die Jüngste aber brachte einfach ein handgroßes verziertes Gefäß zu ihrem Vater. Als er hineinschaute, lag darin nichts als ein schlichtes Häufchen Salz. Wie der König das sah, wurde er über alle Maßen zornig wegen des so einfachen Geschenks. Er jagte seine jüngste Tochter aus dem Schloss und verbot ihr, sich jemals wieder unter seine Augen zu wagen.

Die verstoßene Königstochter zog nun tieftraurig ganz alleine in die unbekannte Welt hinaus. Sie war keine Prinzessin mehr und hatte nichts als ihren eigenen Verstand zum Trost. Nachdem sie eine gute Zeit durchs Land gewandert war, kam sie zu einem Wirtshaus. Dort herrschte eine kräftige Wirtin, die das Kochen von Grund auf verstand. Bei dieser ging die junge Frau nun in die Lehre. Weil sie so klug war und auch gerne arbeitete, brachte es die Königstochter bald so weit, dass sie ihre Lehrmeisterin in der Koch-

kunst um einiges übertraf.

Die Leute erzählten sich landauf, landab von der vortrefflichen Köchin, die in diesem Wirtshause sei. Jedermann, der des Weges kam und noch ein paar übrige Kreuzer in der Tasche klingeln hörte, kehrte ein, um sich einen Knödel oder gar einen Braten servieren zu lassen.

Nun reist ja nichts schneller um die Welt als das, was ein Mund dem anderen erzählt.

So erreichte der Ruf der Köchin schließlich auch die Ohren des Königs. Er beschloss, diese von allen gerühmte Frau als Hofköchin anzunehmen. Da trug es sich zu, dass die älteste Königstochter Hochzeit halten wollte. So musste die neue Köchin das Hochzeitsmahl mit großem Aufwand und allem Drum und Dran zubereiten. Am Festtag wurde eine erlesene Speise nach der anderen aufgetragen, bis sich die Tische unter den Köstlichkeiten bogen. Alles war vortrefflich. Das Lob der Köchin ging von Mund zu Munde. Endlich wurde auch die Liebesspeise des Königs serviert. Dieser nahm schnell seinen Löffel und kostete erwartungsvoll. Doch was war das? Rot vor Zorn spuckte er aber den Bissen wieder aus und rief: „Das ist ja nicht gesalzen! Lasst sofort die Köchin vor mich kommen!“

Man lief schnell, um sie zu holen. Die junge Frau trat unerschrocken mit erhobenem Kopf in den Saal.

„Warum hast du meine Liebesspeise nicht gesalzen, du nachlässiges Mädl“, herrschte sie der König an.

Da antwortete die Köchin gelassen: „Fehlt dieser Speise denn etwas Wichtiges, dass Ihr so zürnen müsst? Habt Ihr nicht eure jüngste Tochter verstoßen, weil sie dachte, dass das Salz im Leben der Menschen höchst notwendig sei?“

Als der König diese Worte hörte, erkannte er seine Tochter. Den faden Geschmack der Speise noch auf der Zunge, bat er sie vor aller Ohren um Verzeihung. Er hieß sie an seiner Seite sitzen und nahm sie wieder als sein liebes Kind auf. Jetzt wurde allen Gästen die ganze Geschichte von Anfang an erzählt. Danach wurde die Hochzeit erst recht lustig, und der König lebte noch viele Jahre lang bei seinen drei lieben Töchtern. Wer aber später einmal Königin geworden ist, das kannst du selbst erraten.

nach Zingerle/erzählt von Frau Wolle

Die Bremer Stadtmusikanten

Es hatte ein Mann einen Esel. Schon lange Jahre hatte der die Säcke unverdrossen zur Mühle getragen, aber nun gingen seine Kräfte zu Ende, so dass er zur Arbeit nicht mehr taugte. Da dachte der Herr sich, dass das Tier mehr Futter fresse als es wert sei. Aber der Esel merkte, woher der Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen. Dort, meinte er, könnte er ja Stadtmusikant werden.

Als er ein Weilchen so gewandert war, fand er einen Jagdhund am Weg liegen, der japste wie einer, der sich müde gelaufen hat.

„Nun, was japst du so, Packan?“, fragte der Esel. „Ach“, sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde, auch auf die Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr totschlagen wollen. Da hab ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?“

„Weißt du was“, sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen und werde dort Stadtmusikant, geh mit und lass dich auch bei der Musik anheuern. Ich spiele die Laute, und du schlägst die Pauken“.

Der Hund war's zufrieden, und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katze an dem Weg und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir in die Quere gekommen, alter Bartputzer?“, sprach der Esel. „Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht“, antwortete die Katze, „weil ich nun in die Jahre komme, meine Zähne stumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne als nach Mäusen jage, hat mich meine Frau ersäufen wollen. Ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rat teuer: Wo soll ich hin?“ „Geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du eine Stadtmusikantin werden.“ Die Katze hielt das für gut und ging mit.

Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Tor der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein“, sprach der Esel, „was hast du vor?“ „Da hab ich gut Wetter prophezeit ein Leben lang“, sprach der Hahn. „Aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen. Da soll ich mir heut Abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei ich aus vollem Hals, solange ich noch kann.“ „Ei was, du Rotkopf“, sagte der Esel, „zieh lieber mit uns fort, etwas Besseres als den Tod findest du überall. Du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so wird es sicher gut.“

Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie

gingen alle viere zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tag nicht erreichen und kamen abends in den Wald, wo sie übernachteten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze machte es sich in den Ästen gemütlich, der Hahn aber flog bis an die Spitze, wo es am sichersten für ihn war.

Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da schien ihm, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen. Er rief seinen Gesellen zu, es müsste nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht.“ Der Hund meinte, ein paar Knochen und etwas Fleisch dran täten ihm auch gut. Also machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, näherte sich dem Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?“, fragte der Hahn. „Was ich sehe?“, antwortete der Esel. „Einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen's sich wohl sein.“ „Das wäre was für uns“, sprach der Hahn. „Ja, ja, ach, wären wir da!“, sagte der Esel. Da ratschlagten die Tiere, wie sie es anfangen müssten, um die Räuber hinauszujagen, und fanden endlich ein Mittel.

Der Esel musste sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken springen, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie auf ein Zeichen insgesamt an, ihre Musik zu machen:

Der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krächte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, dass die Scheiben klirrten. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie



das Licht aus und suchten sich eine neue Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Türe, die Katze auf den Herd bei der warmen Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken. Weil sie müde waren von ihrem langen Weg, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war und die Räuber von Weitem sahen, dass kein Licht mehr im Haus brannte und alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen.“ Er hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, ging in die Küche, ein Licht anzuzünden, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er ein Schwefelhölzchen daran, damit sie Feuer fangen sollten. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hintertüre hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biss ihn ins Bein, und als er über

den Hof an dem Mist vorbei rannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß. Der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlaf geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „Kikeriki!“

Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Haus sitzt eine greuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt, und vor der Türe steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen, und auf dem Hof liegt ein schwarzes Ungetüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen, und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief: „Bring mir den Schelm her“. Da machte ich, dass ich fortkam.“

Von nun an getrauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus, den vier Bremer Stadtmusikanten gefiel's aber so wohl darin, dass sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hatte, dem ist der Mund noch warm.

nach den Gebrüdern Grimm

Die eigene Farbe finden

Vor langer, langer, sehr, sehr langer Zeit, da hatten die Dinge gerade ihre Farben bekommen:

Die Erde war braun, das Gras war grün, der Himmel blau und die Rose rot.

Nur einer, ein einziger, hatte keine Farbe bekommen und war deshalb sehr betrübt. Dieser eine war der Schnee.

Als er lange genug traurig gewesen war, wandte er sich nach unten und sprach: „Grüß dich, liebe Erde. Weißt du, deine Farbe gefällt mir. Aber schau mich nur an. Ich bin ganz farblos. Während ihr anderen alle so schön geworden seid, bin ich leer ausgegangen. Gibst du mir etwas von deiner Farbe ab?“

Aber die Erde schlief und hörte ihn nicht.

Da rief der Schnee zum Himmel hinauf: „Guten Morgen, du Schöner! Du bist so reich und leuchtest wie ein Traum. Magst du mir etwas Farbe schenken? Ich werde dafür immer lieb an dich denken.“

Er lauschte seinen Worten hinterher, erhielt aber keine Antwort, denn der Himmel war zu weit weg und hatte ihn nicht gehört.

„Hallo!“, sagte der Schnee nun zum Gras. „Bitte gib mir etwas von deiner Farbe ab! Ich finde sie wunderschön.“

Aber das Gras war geizig. „Wenn ich von meinem herrlichen Grün etwas hergebe, habe ich vielleicht für mich selbst nicht genug“, dachte es und ließ ein schnippisches „Nein!“ hören.

„Rose“, säuselte der Schnee, „deine Farbe ist kräftig und schön. Du bist reich und edel. Schenke mir doch bitte etwas von deinem ganz besonderen Farbton.“ Hätte die Rose diesen Wunsch erfüllt, dann sähen unsere Winter ganz anders aus als wir es gewohnt sind. Aber die Rose war hochmütig. Sie antwortete nicht, denn mit so einem farblosen Gesellen wollte sie nicht einmal ein Gespräch führen.

Der Schnee wurde noch trauriger als zuvor. Er weinte sogar. Aber dann machte er sich abermals auf den Weg. Er ging noch weiter in die Welt hinaus und schaute sich unter den Wesen um. Eines Tages sah er an einer Weggabelung eine kleine, unscheinbare Blume. Sie hielt den Kopf leicht geneigt, so als wäre sie in Gedanken versunken, als sänge sie leise für sich ein Lied oder als dächte sie sich ein Gedicht aus.

„Guten Tag“, begrüßte der Schnee die Blume. Die Blume blickte auf. „Danke und auch dir einen guten Tag!“, antwortete sie.

„Würdest du mir bitte etwas von deiner Farbe abgeben?“, fragte der Schnee, halb zögernd, halb hoffnungsvoll.

Und was sagte diese kleine Blume?

„Ja“, antwortete sie mit heller, klarer Stimme.

„Nimm dir, so viel du magst. Es ist sicher genug für uns beide da.“

Seitdem hat der Schnee seine weiße Farbe.

Seitdem tut er dieser einen Blume nichts zu Leide. Und seitdem heißt diese Blume: Schneeglöckchen.

Flohmarkt

Vorgestern war Jana noch im Freibad – und plötzlich ist Herbst. In der Nacht hat es geregnet und mit einem Mal ist es vorbei mit dem Sommer. Eigentlich könnte sich Jana freuen.

Sie mag den Herbst. Gummistiefelwetter, Pfützenspringen, Drachensteigen, Laubhaufenhüpfen – und am Montag ist Jana schon ein Schulkind! Gestern hat Jana fast nicht einschlafen können vor Aufregung, weil es nur noch drei Tage sind bis Schulanfang. Aber jetzt sitzt sie in ihrem Zimmer und starrt ganz verzweifelt auf die große Holztruhe mit ihrem Spielzeug. Die Hälfte soll sie aussortieren und wegwerfen. Die Hälfte! Der Herbst ist schuld. Dieses Wetter tut Mama nicht gut. Da bekommt sie eine ganz seltsame Stimmung. Sie putzt und schrubbt, sie wischt alle Laden heraus und wäscht alle Bettdecken und wenn ihr etwas nicht mehr gefällt, muss es weg. Das stopft sie einfach in einen großen schwarzen Müllsack.

„Meine Spielsachen kommen sicher nicht in deinen Müllsack!“, sagt Jana mit fester Stimme.

„Das kommt gar nicht in Frage!“

„Da sind doch Sachen dabei, mit denen spielst du schon seit Jahren nicht mehr“, meint Mama.

„Der gelbe Teddybär zum Beispiel, oder die Holzlokomotive.“

„Sicher spiele ich manchmal noch“, ruft Jana.

„Und außerdem ist das Umweltverschmutzung, wenn man das alles wegwirft!“

„Wir werfen es ja nicht weg“, beruhigt Mama sie.

„Das Rote Kreuz schickt die Sachen zu Familien in Rumänien, denen es nicht so gut geht. Die Kinder dort freuen sich über so schöne Spielsachen.“

„Die Sachen gehören zu mir“, sagt Jana mit weinerlicher Stimme. „Die müssen im selben Land bleiben wie ich.“

Mama hebt die Arme in die Höhe und geht aus dem Zimmer. Das heißt nicht, dass Jana recht hat. Das heißt leider nur, dass Mama eine Pause braucht.

Beim Abendessen ist es dann so weit.

„Jana“, sagt Mama. „Ich weiß jetzt, wie wir es machen.“ Mama hat ihre Erziehungs-Stimme und Jana weiß: Was jetzt kommt, gilt für immer und ewig, da kann man nichts mehr machen.

Mama erzählt von dem großen Flohmarkt, der morgen stattfinden soll. Der ganze Park soll voll sein mit Ständen, und der Flohmarkt hat sogar einen Namen: „Kinder verkaufen ihre Schätze“. „Das wird sicher ein Riesenspaß“, meint Mama.



„Deine alten Spielsachen bekommen einen guten neuen Platz und du kriegst auch noch Geld dafür!“

Jana zuckt nur mit den Schultern.

Ein Frühstück und ein Mittagessen später sitzt sie schon hinter einem Tisch im Park. Mama hat ein schönes blaues Tuch über den Tisch gebreitet. Darauf sind jetzt Janas Schätze aufgelegt: der gelbe Teddy, ihr Sandspielzeug und die Lokomotive mit den Schienen. Ihr riesiges Pappbilderbuch, das Steckenpferd und die Puppe mit der Flechtfrisur.

Jana ist todunglücklich.

Das soll sie alles hergeben? Davon geht ihr Herz kaputt, ganz bestimmt. Man darf Kinder nicht von ihren Schätzen trennen. Und dann soll sie die Sachen auch noch selber verkaufen. Das ist grausam. Das ist gegen die Kinderrechte.

„Ich will den Teddy kaufen“, sagt ein kleiner Bub. Er wischt sich mit der Hand über die Rotzblase an seiner Nase und schaut gierig auf Rudi Nudelbaum, den klügsten Teddy der Welt. Jana dreht sich der Magen um. Der soll seine schmutzigen Finger gefälligst von ihrem Bären lassen!

„Für hundert Euro gehört er dir“, sagt Jana mit einem schiefen Lächeln.

„Ich frag meine Mama“, sagt der Bub, während er sich die Hand an der Hose abwischt. Gespannt schaut ihm Jana hinterher. Sie sieht nicht, wo genau die Mama des Buben steht. Aber ganz sicher gibt sie ihm keine hundert Euro für einen gelben Teddybären. Rudi Nudelbaum ist gerettet.

„Schönes Pferd“, sagt da eine piepsige Stimme neben Jana. Jana hat das Mädchen mit der orangen Strickweste gar nicht gesehen. Sie steht da, die Hände tief in den Taschen vergraben, und schaut sehnsüchtig das Steckenpferd an. Fallada, der wilde Hengst mit der wallenden Wollmähne ...

Mit Fallada hat Jana so viele Ausritte gemacht, dass sie sie gar nicht zählen könnte. In letzter Zeit war sie zu beschäftigt zum Reiten. Aber es war ja auch Hochsommer, und Fallada hasst

Gelsen und von der Hitze wird ihm schwindlig. Jetzt werden sie wieder gemeinsam Abenteuer erleben. Jawohl!

Das Mädchen steht immer noch da.

„Verkaufst du mir das Pferd?“, fragt sie schüchtern.

„Aber sicher“, meint Jana gedehnt. In ihrem Kopf rattert es. „Wenn du dich traust ...“

„Was meinst du damit?“, fragt das Mädchen.

„Na ja – das ist kein gewöhnliches Steckenpferd“, sagt Jana. „Außer mir sind bis jetzt nur zwei andere Menschen darauf geritten. Mein Cousin ist damit in den Bach gestürzt, weil er es nicht zum Stehen gebracht hat. Und ein Freund von mir hat keine Vorderzähne mehr.“

„Warum denn das?“, ruft das Mädchen erschrocken.

„Gehsteigkante“, erzählt Jana so lässig wie möglich. „Direkt vor der großen Kreuzung. Glück im Unglück, dass er nicht auch noch unter ein Auto gekommen ist.“

Ungläubig starrt das Mädchen auf das Steckenpferd. Dann dreht sie sich schnell um und verschwindet in der Menschenmenge.

Jana seufzt erleichtert auf. Fallada ist gerettet.

Jana fühlt sich schlapp. Wie lange soll das noch so gehen heute? Sie kämpft wie eine Löwin für ihre Schätze, aber langsam gehen ihr die Ideen aus. Müde lässt sie den Blick über den Flohmarkt schweifen. Ein Tisch reiht sich neben den anderen. Manche Kinder haben ihren Stand direkt vor einem Baum aufgebaut und lehnen sich jetzt mit dem Rücken gegen den Stamm. Besonders glücklich schaut niemand drein. Außer der blonde Bub direkt neben ihr vielleicht. Der schaut die ganze Zeit herüber und lacht.

Jana mustert die Spielsachen, die der Bub zum Verkauf anbietet. Der hat gut lachen. Ein paar abgeschlagene Matchbox-Autos, total zerfledderte Comic-Hefte, unfassbar viele Sammelfiguren aus Überraschungseiern ... Anscheinend ist der Blondschoopf ein Sammler. Der hat sicher noch einmal doppelt so viele Figuren und Comics zu Hause. Dem tut das gar nicht weh, wenn er ein paar davon verkauft.

„Wie viel kostet denn die Lokomotive?“, fragt ein Herr mit Hut. Jana erschrickt. Der Herr sieht viel zu alt aus, um selbst mit der Lok zu spielen. Vielleicht braucht er ein Geschenk für sein Enkelkind. Was soll sie jetzt tun? Sicher hat er Geld. Mit Horror-Preisen kann sie den nicht schocken. Und Lügengeschichten traut sie sich nicht zu erzählen. Womöglich verpetzt er sie bei Mama und Papa. Alte Männer mit Hut machen die seltsamsten Sachen. Ratlos starrt Jana auf ihre Lok.

„Entschuldigung?“, sagt der Hut-Herr und räuspert sich. Janas Gedanken rasen so wild hin und her, dass ihr Kopf gleich platzt, das spürt sie.

„Ich ...“, stammelt sie.

„Du!“, ruft der Blondschoopf vom Stand nebenan. Er taucht unter seinem Tisch durch und neben Jana wieder auf. „Das hat leider ein wenig gedauert, aber jetzt hab ich das Geld. Wie ausgemacht.“

Verblüfft reißt Jana die Augen auf. Er hat das Geld? Welches Geld denn? Und was haben sie ausgemacht?

„Nimm schon“, drängt der Bub. „Ich hab nicht ewig Zeit, ich muss zurück zu meinem Stand.“ Er drückt Jana einen Geldschein in die Hand und greift schnell nach der Lokomotive.

„Ach so ist das“, brummelt der Herr. Er hebt seinen Hut zum Gruß und geht weiter.

„Aber so ist das doch gar nicht!“, murmelt Jana. Eine Mordswut steigt in ihr auf. Sie wollte die Lok doch gar nicht verkaufen. Der Blondschoopf hat sie übers Ohr gehauen! Jetzt steht er da und grinst blöd.

„Das sind zehn Euro“, sagt er und zwinkert. „Den Rest kannst du gerne behalten.“ Wütend schaut Jana auf den Geldschein in ihrer Hand. Aber ... das gibt es doch gar nicht! Da liegt nichts anderes als ein Stück Papier! Kariert, mit rotem Rand, sauber zusammengefasst.

„Spinnst du?“, faucht Jana.

„Nein“, lacht der Bub, „eigentlich gar nicht.“ Er beugt sich zu Jana über den Tisch. „Willst du mir vielleicht eine Schlumpfine abkaufen? Ich habe zwei: eine im Brautkleid und eine mit Blumenkorb.“ Wieder zwinkert der Bub so komisch. Da kapiert Jana. Der will seine Spielsachen auch nicht verkaufen! Wenn sie zusammenhelfen, können sie die Erwachsenen überlisten!

So unauffällig wie möglich kriecht Jana unter ihrem Tisch durch. Sie schlendert zum Nachbarstand und begutachtet die Sammelfiguren.

„Die Schlumpfine im Brautkleid gefällt mir irgendwie“, sagt sie. „Wie viel kostet die denn?“

„Für zehn Euro gehört sie dir“, sagt der Bub.

„Die nehme ich“, sagt Jana. Sie drückt ihm den karierten Zettel in die Hand und greift nach der blauen Plastikfigur.

„Ich bin übrigens der Sebastian“, grinst der Blondschoopf.

„Ich heiße Jana“, lächelt Jana. „Und ich bin sicher, dir gefällt mein Riesen-Bilderbuch. Aus Pappe, unkaputtbar.“

„Zehn Euro?“, fragt Sebastian.

„Gebongt“, nickt Jana. „Freut mich, mit dir Geschäfte zu machen.“

Ich bin nicht ich

Jana setzt ihre blau geringelte Haube auf, damit ihre langen Haare verschwinden. Dann ist ihr so heiß, dass sie den Pulli ausziehen muss.

„Essen ist fertig!“, ruft Mama aus der Küche.

Jana schnappt sich den grünen Spielzeugtraktor und saust los. Im Nullkommanichts sitzt sie am Esstisch. Papa teilt das Essen aus.

„Möchtest du Backerbsensuppe, Jana?“, fragt er.

„Ich bin nicht Jana, ich bin Sebastian!“, sagt Sebastijana.

Ein verwundertes Mamagesicht schaut aus der Speisekammer heraus.

„Eh – möchtest du Backerbsensuppe?“, probiert Papa es noch einmal.

„Du musst sagen ‚Möchtest du Backerbsensuppe, Sebastian?‘“, erklärt Sebastijana.

Die Papaschultern zucken gleichzeitig mit den Mamaaugenbrauen. Einmal hinauf, einmal hinunter.

„Möchtest du Backerbsensuppe, Sebastian?“, fragt Papa.

„Nein danke, ich hasse Backerbsen“, sagt Sebastijana.

„Aber Backerbsensuppe ist doch deine Lieblingssuppe, Jana!“, meint Mama erstaunt.

„Ich bin nicht Jana, ich bin Sebastian“, erklärt Sebastijana noch einmal laut und deutlich. „Und Frittatensuppe ist meine Lieblingssuppe, ich hasse Backerbsen.“

„Na, dann eben nicht“, seufzt Papa und schöpft Suppe in den Mamateller und in den Papateller.

„Aber ich setze mich gerne zu euch, während ihr esst“, meint Sebastijana höflich.

Papa und Mama wünschen sich einen guten Appetit. Papa schlürft ein bisschen. Die Suppe duftet und Sebastijana knurrt der Magen. Aber sie isst auch keine Fleckerlspeise und keinen Salat, weil Sebastian weder Faschiertes noch Gurken mag.

Mama reibt sich den Bauch, weil das Essen so gut war, und Papa muss sich den obersten Hosenknopf aufmachen. Sebastijana fährt mit dem grünen Traktor noch einmal um ihr Orangensaftglas, über das Tischbein hinunter und durch die Schiebetür hinaus in ihr Zimmer. Spielen ist sowieso besser als essen.

Im Kinderzimmer darf die blaue Giraffe abwechselnd eine Runde mit dem Traktor fahren und auf dem Schaukelpferd reiten. Gerade während eines besonders wilden Ritts ruft Mama: „Sebastian!“ Gespannt läuft Sebastijana in die Küche. In der Tür macht sie eine Vollbremsung und starrt auf den Küchentisch. Das gibt es doch gar nicht! Da

steht ein Teller mit einer riesigen Eispalatschinke, umgeben von zwei Schlagobershügeln mit Schokoladen-saucegipfelkreuz.

Jana liebt Eispalatschinken!

Schnell hüpfte sie auf die Eckbank und hat schon die Gabel in der Hand – da fällt ihr ein, dass Sebastian Vanilleeis nicht mag. Er isst nur Erdbeereis. Und Eispalatschinken mit Erdbeereis gibt's nicht. Traurig legt Jana die Gabel weg und lässt die Schultern hängen.

Mama setzt sich zu ihr an den Tisch. „Die hab ich für dich gemacht, Sebastian. Eispalatschinken sind nämlich die Lieblingsspeise von meiner kleinen Jana“, erklärt sie. Sebastijana läuft eine Träne über die Wange. Sie fühlt sich schrecklich. Schrecklich hungrig vor allem.

„Warum willst du denn nicht mehr Jana sein?“, fragt Mama und fängt die Träne mit dem Zeigefinger auf.

„Ich wäre lieber ein Bub. Für Jana gibt es gar keinen Spitznamen. Zu Sebastian kann man Sebi sagen, oder Basti, oder Wastl.“

„Und du möchtest auch einen Spitznamen?“

„Ja, aber einen schönen.“ Sebastijana schaut auf den Eispalatschinkenteller. „Nicht so einen blöden, wie ich in der Schule hab.“

„Wie nennen dich denn die anderen Kinder?“, fragt Mama.

„Die sagen Janatürlich zu mir. – Aber ich will nicht so heißen wie Joghurt aus dem Geschäft!“, schluchzt Sebastijana. Sie vergräbt das Gesicht in Mamas Armen und Mama streichelt ihr den Rücken.

„Weißt du, den Namen hab ich extra für dich ausgesucht, weil er mir so gut gefällt“, erzählt Mama. „Jana. Ich finde, das klingt so schön. – Weißt du, woher der Name kommt?“ Sebastijana schüttelt den Kopf.

„Aus Russland“, erklärt Mama. „Und dort hat er auch einen Spitznamen.“

„Wirklich?“ Sebastijana kann es gar nicht glauben. „Welchen denn?“

„Dort sagt man Janka“, sagt Mama.

Janka, das gefällt ihr. Und wer hat schon einen russischen Spitznamen? In ihrer Klasse niemand. „Kann ich ab jetzt Janka heißen?“, fragt Jana und zieht die Haube vom Kopf.

„Sicher“, meint Mama und gibt Janka ein Bussi.

„Und jetzt iss deine Palatschinke, bevor das ganze Eis weggeschmolzen ist.“

Die Gabel in der einen, den Löffel in der anderen Hand schnabuliert Janka alles ratzeputz weg. Und sie bekommt sogar noch eine Extrakugel Vanilleeis.

Die Schildkröte

Jana sitzt im Wohnzimmer und arbeitet an ihrem Ferienbuch. Sie hat einen langen Papierstreifen zickzack zu einer Ziehharmonika gefaltet. In jeden Zick und in jeden Zack zeichnet Jana etwas Spannendes oder Lustiges, das sie in den Ferien erlebt hat. Jana zeichnet und zeichnet und zeichnet. Dann muss sie sich am ersten Schultag nicht den Mund fusselig reden. Sie zeigt der Lehrerin und den anderen Kindern einfach ihr Ferienbuch. Fertig.

Papa und sein bester Freund Hannes sitzen in der Küche und unterhalten sich. Manchmal weht ein Wortfetzen zu Jana herüber. Die meiste Zeit reden die beiden nur uninteressantes Zeug. Doch dann horcht Jana auf. WAS hat Hannes da gesagt? Er brütet Schildkröten aus?

„Was für welche sind es denn?“, fragt Papa gerade.

„Griechische Landschildkröten“, antwortet Hannes.

„Ich bin schon gespannt, wann sie schlüpfen.“

Jana kommt das komisch vor. Wie soll denn das funktionieren mit dem Brüten? Sie kann sich Hannes nicht vorstellen, wie er auf den Schildkröten-eiern sitzt. Und was tut er, wenn er in die Arbeit muss? Nimmt er die Eier mit ins Krankenhaus? Oder hat er extra Urlaub genommen?

Papa erklärt ihr, wie Hannes brütet: Er hat sich einen Brutbehälter in der Zoohandlung gekauft. Der macht das ganz von alleine. Niemand muss auf den Eiern sitzen. Sehr praktisch. Ende August oder Anfang September sollen die kleinen Schildkröten schlüpfen. Papa hat eine Überraschung für Jana: Sie darf eine Baby-Schildkröte haben!

„Darf ich mir selbst eine aussuchen?“, fragt Jana aufgeregt.

„Selbstverständlich“, nickt Papa. „Ihr müsst ja zusammenpassen.“

Den Rest der Ferien ist Jana ganz zappelig. Sie kann an nichts anderes mehr denken als an die Schildkröten. Zwei Mal darf sie Hannes zu Hause besuchen und den Brutkasten ansehen. Hoffentlich schlüpfen die Kleinen rechtzeitig vor Schulanfang! Dann kann Jana noch ein Porträt von ihrer Schildkröte ins Ferienbuch zeichnen. Und wer weiß, vielleicht darf die Schildkröte sogar mit in die Schule?

Am letzten Ferien-Freitag ruft Hannes schließlich an, so früh am Morgen, dass die ganze Welt noch schläft. Nur Mama ist schon munter, weil sie ins Büro muss. Sie steht in der Küche und

trinkt ihren Augen-auf-Kaffee, als das Telefon klingelt. Und plötzlich kriegen alle einen Mords-Schrecken.

Mama kriegt einen Mords-Schrecken, weil sie zusammenzuckt und den Kaffee verschüttet und sich eine frische Hose anziehen muss und fast zu spät zum Bus kommt.

Jana kriegt einen Mords-Schrecken, weil Mama sie mitten im Traum aufweckt und ihr hastig den Telefonhörer in die Hand drückt.

Papa kriegt einen Mords-Schrecken, weil Jana plötzlich neben ihm im Bett auf und ab hüpfert und aus voller Kehle singt.

„HEUTE KANN ES REGENEN, STÜRMEN ODER SCHNEI'N“, singbrüllt Jana.

Papa reißt die Augen auf. Er sieht aus, als hätte er ein Gespenst gesehen. Mindestens eines.

„Bist du wahnsinnig?“, keucht er.

„DENN DU STRAHLST JA SELBER WIE DER SONNENSCHNITT“, brüllsingt Jana weiter.

„Ich strahle nicht“, ruft Papa, „ich hätte nämlich gerade fast einen Herzinfarkt bekommen!“

„HEUT' IST IHR GEBURTSTAG, DARUM FEIERN WIR ...“

Papa nimmt seinen Polster und wirft ihn mit voller Wucht auf Jana. „Ruhe im Reich der Singgespenster!“, ruft er und kitzelt Jana, dass sie keinen Ton mehr rauskriegt.

„Jetzt einmal langsam für alte, verschlafene Männer“, lacht Papa schließlich. „Wer hat Geburtstag?“

„Meine Schildkröte!“, japst Jana.

Papa und Jana hüpfen so schnell in ihre Jeans wie noch nie. Ohne Frühstück und ohne Zähneputzen stehen sie wenig später vor Hannes' Haustür. Hannes macht ihnen auf und verschwindet sofort wieder. Neben dem Brutkasten im Wohnzimmer ist eine Kamera aufgebaut. Hannes hat alles gefilmt. Und er filmt noch immer, denn das Abenteuer ist noch nicht zu Ende. Jana hat Glück: Eine einzige letzte Schildkröte ist noch immer mitten beim Schlüpfen! Jana sieht schon ein kleines Loch in der Eierschale und dünne Risse rundherum.



Immer und immer wieder stößt ein kleiner Kopf von innen gegen das Loch. Jedes Mal platzt ein kleines Stück Schale weg.

Das ist so wunderschön und so spannend, dass sie ihre Augen nicht abwenden können, Hannes nicht, Papa nicht und Jana sowieso nicht. Schließlich ist die Schildkröte heraußen. Begeistert hüpfte Jana auf und ab, extra leise, auf den Sockenspitzen, damit die frisch geschlüpfte Schildkröte nicht auch noch einen Mords-Schrecken bekommt.

„Schau mal, wie kugelrund die am Anfang noch sind“, flüstert Hannes. „Später werden sie dann länglich. Wenn du regelmäßig Fotos machst, kannst du das richtig beobachten.“

Vorsichtig nimmt Hannes die frischgeschlüpfte Schildkröten-Babys aus dem Brutkasten und setzt sie in einen Behälter mit Wasser. Sofort beginnen alle zu trinken. Das sieht so unglaublich süß aus! Danach kommen die Kleinen in ihren Käfig. Jetzt können sie sich erst einmal ausruhen und sich an die Welt gewöhnen.

Jana hat sich genau gemerkt, wie die Schildkröte aussieht, die als letzte geschlüpft ist. Das Muster auf dem Panzer und das liebe Gesicht würde sie jederzeit wiedererkennen, sogar auf einer Insel, auf der nur Schildkröten leben und sonst niemand. Das ist ihr kleiner Liebling. Jana ist jetzt eine Tiermama! Für immer und ewig! Am nächsten Tag holen sie die kleine Schildkröte nach Hause. Hannes borgt ihnen ein kleines Terrarium, das er schon extra hergerichtet hat. Ein Futternapf ist drinnen, ein Wärmestein, auf dem sich die Schildkröte aufwärmen kann, ein Schwimmbecken und eine Höhle zum Verstecken und Schlafen.

„Oh, ist die winzig!“, ruft Mama entzückt.

„Wie heißt sie denn?“ Jana schaut verblüfft. Darüber hat sie sich noch gar keine Gedanken gemacht!

„Wir finden schon einen Namen“, sagt Mama.

„Ist das ein Männchen oder ein Weibchen?“

Jetzt macht Jana noch größere Augen. Ihr fällt wieder ein, was Hannes gestern gesagt hat: Am Anfang sieht man noch nicht, ob die Schildkröte ein Männchen oder ein Weibchen ist. Das dauert jahrelang! Aber man kann ja nicht einfach jahrelang gar nicht heißen! Jana muss sich dringend einen Namen überlegen, der für beides sein kann, für Schildkrötenmänner und Schildkrötenfrauen.

„Maxi!“, meint Mama. „Dann kann sie später Maximiliane heißen oder Maximilian!“

„Freddy!“, ruft Papa begeistert. „Für Frederik

oder Frederike.“

Jana zuckt nur mit den Schultern. Sie ist ratlos. Schnell ruft sie Sebastian an. Wozu hat man denn einen besten Freund? Aber Sebastian hat nur unsinnige Ideen: Urschl, Piepmatz, Schildi ... „Die Schildkröte heißt gar nicht“, verkündet Jana schließlich. „Seid einfach lieb zu ihr. Ich finde schon noch einen Namen. So etwas Wichtiges braucht Zeit.“

Im Moment gibt es wirklich Dringenderes zu tun: Die kleine Schildkröte kennt sich überhaupt nicht aus auf der Welt. Sie findet ihr Futter nicht. Sie hängt mit einem Bein im Schwimmbecken und kommt weder rein noch raus. Und als sie versucht, auf den Wärmestein zu klettern, fällt sie nach hinten um und landet auf dem Panzer. Gut, wenn man die fürsorglichste Tiermama der Welt hat! Jana muss ihrem Schützling alles beibringen. Sie füllt ihre Jausendose mit Wasser. Das ist das Übungsschwimmbecken. Mit ein bisschen Hilfe geht es gleich ganz gut mit dem Schwimmen. Mit saftigen Salatblättern bringt Jana der Schildkröte bei, ihren kleinen Zungenschnabel zu gebrauchen. Am Anfang muss sie die Blätter noch fuzzi klein herschneiden. Auf der Terrasse übt Jana mit ihrem Tierkind, über die Türschwelle zu klettern, ohne umzufallen. Das passiert der Kleinen nämlich ziemlich oft. Dann liegt sie auf dem Panzer und strampelt mit den Beinen. Ohne Hilfe kommt sie nicht mehr hoch. „Mach dir keinen Kopf deswegen“, wispert Jana und gibt der Kleinen ein Bussi auf den Panzer. „Das kriegen wir schon noch hin.“

Leider darf die Schildkröte nicht mit in die Schule. „Es heißt ja Schildkröte und nicht Schulkröte“, sagt Mama und damit ist die Diskussion beendet. Am Abend liegt Jana noch lange wach im Bett. Sie ist so glücklich, dass sie unmöglich einschlafen kann. Es ist unglaublich: Die Schildkröte wird sooooo alt, Janas KINDER werden sie noch kennen- lernen! Dann ist Jana schon Tieroma ... Gut, dass Jana sie so früh bekommen hat. So haben sie noch ein langes Leben miteinander.

Gerade als ihr dann doch die Augen zufallen, hat Jana plötzlich den perfekten Namen für die kleine Schildkröte. Sie springt aus dem Bett und kniet sich vor das Schildkröten-Zuhause.

„Du heißt Paulchen, mein Schatz“, flüstert sie.

„Wenn du ein Bub bist, nennen wir dich später Paul. Und wenn du ein Mädchen bist, wirst du meine kleine Pauline.“ Zufrieden schlüpft Jana wieder unter die Bettdecke.

„Schlaf gut, Paulchen“, gähnt sie. Und dann schnarchen sie alle beide: Jana und Paulchen.

Zu viele Wörter für eine Sprache

Die Schule macht großen Spaß, findet Jana. Jeden Tag lernen sie etwas Neues, und wenn sie nichts Neues lernen, haben sie Turnen oder Religion. Das sind die Entspannungsstunden, findet Jana, da kann man über alles nachdenken und Spaß haben.

Weil sie schon fast alle Buchstaben kann, hat Jana von Oma und Opa ein Wörterbuch geschenkt bekommen. Es hat einen knallbunten Einband, auf dem alle Buchstaben wie Tiere aussehen. Das P sieht fast so aus wie Janas blaue Giraffe.

Jana hat das Buch gleich zu Sebastian mitgenommen, so stolz ist sie auf ihr Geschenk. Jetzt sitzt sie in Sebastians Zimmer auf dem Teppichboden und blättert sich langsam vom A nach hinten zu X, Y und Z.

Es ist unglaublich, wie viele Wörter dastehen. Janas Augen springen von einem zum anderen. Affe, Angeber, ähnlich. Bad, Bett, bringen. Jana blättert weiter nach hinten. „Küche“ und „Kühe“ schauen sich zum Verwechseln ähnlich. Da muss man sehr genau lesen. Gut, dass Jana so gute Augen hat. Noch weiter hinten findet sie die Wörter mit „sch“: Schule, Schwimmbad, schwimmen, spielen, spülen ... Janas Mundwinkel wandern frustriert nach unten Richtung Socken. Wenn sie das ganze Wörterbuch durchlesen will, braucht sie ja Jahre dafür! Und dann soll sie auch noch lernen, wie man alle diese Wörter richtig schreibt?

Jana schlägt das Buch zu und schiebt es zu Sebastian hinüber.

„Hier“, sagt sie. „Das kannst du haben.“ Sebastian sieht von seinem Ritterschloss auf. „Dein neues Wörterbuch?“, fragt er erstaunt. „Ja“, nickt Jana. „Es drückt mich richtig nieder.“

„Wie kann dich denn ein Wörterbuch niederdrücken?“, lacht Sebastian. „Außer natürlich, wenn es auf dich drauffällt.“ Er glaubt, Jana macht Spaß.

Jana lässt die zweihundertvierzig Seiten über ihre Daumen tanzen. „Das alles müssen wir lernen!“, ruft sie. „Vorher können wir nicht schreiben!“

„Schreiben kannst du, wenn du schreiben kannst“, gibt Sebastian zurück. Er versteht überhaupt nicht, was Jana meint. „Wenn du deinen Namen schreiben kannst, kannst du schreiben. Das reicht schon.“

„Ich meine aber, wenn man allgemein schreiben kann“, erklärt Jana. „Alle Wörter. Und bei

Deutsch sind das einfach zu viele für nur eine Sprache.“

Sebastian denkt nach. Dann nickt er. „Es gibt total viele Wörter, die man eigentlich gar nicht mit dem Mund sagen muss“, meint er. „Italienisch hat sicher weniger Wörter. Die Italiener erzählen die Hälfte mit Händen und Füßen, sagt mein Papa.“

Gemeinsam blättern sie das Wörterbuch durch. Sie suchen nach Wörtern, die es auf Italienisch wahrscheinlich nicht gibt, weil man sie ausgezeichnet mit Händen und Füßen sagen kann.

„Po-li-zist“, sagt Sebastian und fuchtelte mit gestreckten Armen herum wie ein Verkehrspolizist auf der Kreuzung.

„Fie-ber-ther-mo-me-ter“, sagt Jana. Sie klemmt sich einen Finger unter die Achsel und hält die Luft an, bis ihr Gesicht rot leuchtet.

„Ma-ra-thon“, keucht Sebastian. Er läuft am Stand dahin, bis er ganz außer Atem ist.

„Liiiiiiebe!“, seufzt Jana und legt sich beide Hände aufs Herz.

„Tooood“, ächzt Sebastian. In Zeitlupe lässt er sich von seinem Bett auf den Boden plumpsen, dass es poltert. Jana lacht. „Schade, dass Deutsch nicht wie Italienisch funktioniert“, sagt sie dann.

„Mach dir nichts draus“, meint Sebastian. „Bei den meisten Geschichten reicht in Wirklichkeit die Hälfte der Wörter.“ Jana versteht nicht, was er meint. Die Hälfte der Wörter?

„Bei Hänsel und Gretel zum Beispiel“, erklärt Sebastian. „Da sind unglaublich viele Wörter, die man nicht braucht. Das könnte man viel kürzer erzählen.“

Sebastian stellt sich auf seine Spielzeugkiste. Er schließt die Augen, macht ein sehr konzentriertes Gesicht und ruft mit würdevoller Stimme:

„Hänsel, Gretel,
Mutter, Vater,
arm.

Wald, verirrt, Angst.
Lebkuchenhaus, Hexe,
ACHTUNG!

Gefangen – gemästet – Gefahr!
Oh je.

Gretel, Idee, Rettung.
Hexe, Ofen, verbrannt.

Heim, glücklich,
Ende.“

Sebastian verbeugt sich und springt von der Spielzeugkiste. Jana klatscht begeistert. Sie strahlt. „Du hast ja recht!“, ruft sie. „Das ist die ganze Geschichte!“

Sie überlegt. Dann springt sie auf und setzt sich auf Sebastians Drehstuhl.

„Hans im Glück“, verkündet sie. Sie räuspert sich.

„Hans: sieben Jahre Arbeit.

Lohn, Gold, reich.

Heimweg.

Tausch:

Gold – Pferd – Kuh –
Schwein – Gans – Stein.

O-oh!

Brunnen – Stein – plumps.

Ha, ha, ha ... Hans: arm, glücklich.

Ende.“

Jetzt ist es an Jana, sich zu verbeugen, und Sebastian klatscht, dass ihm die Hände brennen. Den ganzen Nachmittag machen sie weiter. Sie

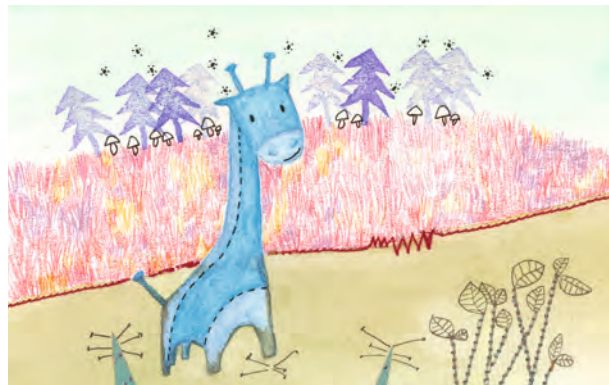
haben schon fast alle Märchen durch, da grummelt Janas Magen. Sebastians Magen antwortet, laut und deutlich. Sie laufen hinunter in die Küche.

„Mutter!“, ruft Sebastian theatralisch. „Grummel!“ Er legt eine Hand ans Ohr, mit der zweiten deutet er auf seinen Bauch.

„Magen“, nickt Jana. „Leer.“

Dann zeigen sie beide auf den Kühlschrank:

„Jause?“



Die Kuh ohne Muh

Die Kuh Amanda hatte es wirklich nicht leicht. Sie war so schrecklich schreckhaft! Der Traktor des Bauern, das Rauschen des Windes – alles erschreckte sie. Ja, sogar das Husten der Flöhe war für Amanda ein riesiger Schock! Die anderen Tiere hatten ihren Spaß damit.

„Muhu, Amanda!“, buhten sie die Schreckhafte hinterrücks an, und Amanda machte jedes Mal einen Satz. Wenn sie wieder landete, raste ihr Herz und ihre Knie fühlten sich wackeliger an als Original- Wackelpudding. Von so einem Schrecken erholte sich Amanda oft minutenlang nicht. Und eines Morgens fast überhaupt nicht mehr ...

Diesmal war der Spaßvogel der Hahn. In aller Griesgraufrühe, als Amanda noch schlief, schrie er genau neben ihrem Ohr: „Kikeriki!“ Amanda fuhr auf.

„Hu-uh!“, japste sie – und das war ihr letztes Wort. Wirklich wahr: Amanda hatte vor Schreck die Sprache verloren! Mit gesenktem Kopf stand sie da und brachte weder Muh noch Mäh heraus. Das tat den anderen Tieren jetzt aber wirklich leid! Und sie hatten wohl auch ein schlechtes Gewissen.

„He, Amanda, sag doch was!“, baten die Kühe, die Schafe, die Gänse, das Pferd und der Hahn. Doch Amanda blieb stumm. Nur ihre großen Augen sprachen, und es stand Angst darin und Mutlosigkeit.

Da sagte der Hahn: „Sie hat ihr Muh genau in dem Moment verloren, als ich sie weckte. Äh – schreckte. Bestimmt liegt es hier noch irgendwo.“ Den Tieren erschien das vernünftig. Und alle, alle machten sich auf die Suche nach Amandas Muh. Die Kühe suchten auf der Wiese. Die Schafe entlang dem Zaun. Die Gänse wühlten die Maulwurfshügel durch. Das Pferd untersuchte die Büsche. Und der Hahn stocherte die Stelle rund um Amanda ab. Amanda war noch immer starr und stumm. Wie der Hahn aber so unter ihren Beinen herumsuchte, regte sich plötzlich etwas in ihr. Sozusagen ein dringendes Bedürfnis.

„Kikeriki, kikeriki!“, schrie der Hahn, als er Amandas Fladen gerade noch haarscharf ausweichen konnte. Er sah zum Brüllen komisch aus, in seinem flatternden Schreck!

In Amanda rührte sich wieder etwas. Von tief im Bauch kam es her. Es kitzelte ihren Wiederkäuermagen, dort wo die Angst saß. Es gluckste zur Brust hinauf, dort wo die Mutlosigkeit hockte.

Und es wallte den Hals hinauf – als muhendes Gelächter. Ja, Amanda lachte und lachte, wie sie noch nie zuvor gelacht hatte! Dazwischen japste sie in Richtung Hahn: „Tschuldigung. War keine Absicht. Aber jetzt sind wir wohl quitt!“

So hatte Amanda an einem Tag ihr Muh verloren und wieder gefunden. Durch Lachen. Und durch geteilten Schreck mit ihrem neuen Freund, dem Hahn.

Wer ist König?

Vor dem Palast des Löwen erschien einmal ein Elefant. „Was willst du?“, fragte die Hyäne, die den Palast bewachte. „Ich will mit dem König kämpfen“, sagte der Elefant und schnaubte gewaltig. „Moment“, sagte die Hyäne, „ich will es dem König melden.“

Sie ging in den Palast und erzählte dem König, wer draußen stand. Der Löwe schaute durch das Guckloch hinaus. Der Elefant war groß und schwer und ging mit mächtigen Schritten auf und ab. Da rief der König das Nashorn.

„Ich fühle mich nicht gut“, sagte er zum Nashorn, „kannst du mich heute vertreten?“

„Aber gern“, sagte das Nashorn, und der Löwe verschwand schnell durch den Hinterausgang. Das Nashorn setzte sich die Königskrone auf sein Horn und hockte sich auf den Thron.

„Was gibt es denn heute zu essen?“, fragte es die Hyäne.

„Tja“, hüstelte die Hyäne, „zuerst die Arbeit, dann das Vergnügen. Draußen ist jemand, der will mit dem König kämpfen.“ Das Nashorn schaute durch das Guckloch hinaus. Der Elefant war groß und schwer und ging mit mächtigen Schritten auf und ab.

Da erschrak das Nashorn und rief den Gorilla.

„Ich fühle mich nicht gut“, sagte es zum Gorilla, „kannst du mich heute vertreten?“

„Aber gern“, sagte der Gorilla und setzte sich sogleich die Königskrone auf, während das Nashorn schnell durch den Hinterausgang verschwand.

„Was gibt es denn heute zu essen?“, fragte der Gorilla und schleckte sich schon die Finger ab, „vielleicht Bananenjoghurt?“

„Nun“, nälte die Hyäne, „zuerst die Arbeit, dann das Vergnügen. Draußen ist jemand, der will mit dem König kämpfen.“ Der Gorilla schaute durch das Guckloch hinaus. Der Elefant war groß und schwer und ging mit mächtigen Schritten auf und ab. Da erschrak der Gorilla und rief das Krokodil.

„Ich fühle mich nicht gut“, sagte er zum Krokodil, „kannst du mich heute vertreten?“

„Aber gern“, sagte das Krokodil, ließ sich vom Gorilla die Krone aufsetzen und legte sich vor dem Thron der Länge nach hin. „Wen kann ich denn heute essen?“, fragte es, während der Gorilla schnell durch den Hinterausgang verschwand. Die Hyäne sagte wieder ihr Sprüchlein von der Arbeit und dann dem Vergnügen und dass da draußen jemand warte. Das Krokodil schaute durch das Guckloch hinaus, und der Elefant war immer noch groß und schwer und ging mit mächtigen Schritten auf und ab.

Das Krokodil erschrak und rief das Dromedar,

aber auch das Dromedar erschrak, als es merkte, warum es den König vertreten sollte, und rief das Schwein. Inzwischen hatte es sich unter den Tieren herumgesprachen, dass, wer den Königsthron besteige, schon so gut wie tot sei, und das Schwein watschelte schon ganz verzweifelt am Hinterausgang hin und her, weil weit und breit kein Tier mehr zu sehen war, das es rufen konnte. Auf einmal kroch die Maus aus einem Loch und stand neben dem Schwein.

„Ach“, jammerte dieses, „ich fühle mich nicht gut.“

„Ich weiß, ich weiß“, sagte die Maus, „alle fühlen sich so schlecht heute, das muss am Wetter liegen.“

„Könntest du mich also heute vertreten?“, fragte das Schwein mit bebender Stimme.

„Aber gern“, sagte die Maus. Während das Schwein, so schnell es konnte, durch den Hinterausgang verschwand, bat die Maus die Hyäne, die Krone auf den Königsthron zu setzen, kletterte flink hinauf und setzte sich auf den Zacken mit dem großen Rubin.

„Also“, sagte sie zur Hyäne, „lass den Gast hereinkommen.“ Aber die Hyäne war nun auch geflüchtet, denn der Elefant ging mit immer mächtigeren Schritten draußen auf und ab und schnaubte, dass die Mauern zitterten.

„Herein!“, krächte die Maus.

Groß und schwer kam der Elefant herein, trompetete zornig im Königssaal herum und rief: „Ich will mit dem König kämpfen!“ „Nur zu!“, piepste die Maus vom rubinroten Zacken der Krone herunter, „ich bin der König!“

Da wurde der Elefant noch wütender und stampfte so fest auf den Boden, dass der ganze Palast zusammenkrachte und den Elefanten unter sich begrub. Die Maus aber war schnell unter den schweren Thron geschlüpft und war mit dem Leben davongekommen.

Sofort kamen alle Tiere wieder zurück, umringten die Maus und gratulierten ihr zum Sieg in diesem ungleichen Kampf. Der Löwe erhob salbungsvoll seine Pranke und sagte: „Ich als der König der Tiere möchte dir meinen besonderen Dank ...“

„Halt!“, rief da die Maus. „Ich bin der König der Tiere! Und wer das nicht glaubt, dem wird es genauso gehen, wie es dem Elefanten ergangen ist.“ Da schluckten alle Tiere einmal leer, aber als sie auf die staubenden Trümmer des Palastes blickten, getrauten sie sich nicht, zu widersprechen, und fortan blieb die Maus die Königin der Tiere und regierte geschickt und schlau und fröhlich bis an ihr Ende. Nach ihrem Tod allerdings übernahm der Löwe wieder die Regierung.

Das kleine Orchester

Es war einmal eine große Mäusefamilie, die wohnte im Keller eines Konzertsaals. Dort gab es zwar wenig zu fressen, aber wenn die großen Orchester im Saal oben ihre Konzerte gaben, saßen die Mäuse still auf ihren leeren Nusschalen und hörten andächtig zu.

„Wer das könnte“, sagte der Vater zur Mutter, „wer das könnte“, und beide seufzten. Eines Tages sagte das älteste der Mäusekinder zu seinen Geschwistern: „Wieso sollten wir das nicht können? Kommt, wir gründen ein Orchester!“

„Aber die Instrumente“, sagte die Mutter, „woher wollt ihr die Instrumente nehmen? All die herrlichen Geigen, Flöten und Trompeten?“

„Mach dir keine Sorgen!“, sagte die kleine Maus, „wir finden schon etwas.“ Und zusammen mit ihren sechs Brüdern und Schwestern ging sie auf die Suche nach Kartons, Büchsen, Schnüren, Schrauben, Hölzern und was man sonst noch so braucht, um schöne Musik zu machen.

Die sieben Mäusegeschwister leimten, hämmerten und sägten zwei Nächte lang, und dann war ihr Orchester fertig. Jedes Instrument konnte zwar nur einen Ton machen, aber was für einen! Stundenlang spielten die Mäuse nichts anderes als diesen Ton, der sich aus sieben einzelnen Tönen zusammensetzte.

Als die Mutter hörte, wie schön ihre Kinder musizierten, knabberte sie im Konzertsaal die schwarzen Vorhänge an und nähte allen ihren Kindern einen Frack, und auch dem Vater, denn er war der Dirigent des Orchesters.

Während die Mäuse im Keller übten, fragte der Hausmeister des Konzertsaals seine Frau: „Hörst du auch einen seltsamen Ton?“

„Ja“, sagte die Frau, „wo der nur herkommt?“ Sie fanden es nicht heraus, sie merkten nur, dass sie plötzlich ganz gut aufgelegt waren und dauernd kichern mussten.

Am nächsten Tag hörten sie den Ton wieder, da gingen sie in den Keller und sahen das Mäuseorchester bei der Arbeit.

Still und fröhlich stiegen sie wieder nach oben. Die Frau des Hausmeisters hatte die Fräcke der Mäuse gesehen. Der Stoff war ihr merkwürdig bekannt vorgekommen, und sie schaute sich die Säume der Vorhänge im Konzertsaal an. Aber statt zu schimpfen, musste sie einfach lachen.

Am nächsten Tag war große Aufregung in der Stadt, denn das Staatsoberhaupt des Nachbarlandes kam zu Besuch, Königin Ariola, und ihr zu Ehren gab es ein Konzert im Konzertsaal.

Das große Landessinfonieorchester sollte die „Sinfonia pomposa“ spielen, und die Mäusemutter freute sich schon auf die Pauken und Trompeten. Wie groß war der Schrecken, als kurz vor Beginn des Festkonzertes bekannt wurde, dass das ganze Orchester auf der Autobahn stecken geblieben war.

Niemand wusste, was tun.

Da ging der Hausmeister in den Keller und fragte die Mäuse, ob sie vielleicht beim Empfang der Königin Ariola spielen könnten.

„Wann soll denn das sein?“, fragte der Mäusevater, „wir müssen natürlich für einen solchen Anlass schon etwas üben.“

„In fünf Minuten“, sagte der Hausmeister, denn soeben betraten die hohen Gäste den Konzertsaal. „Was?“, rief der Vater, „da können wir ja gar nichts vorbereiten!“

„Spielt einfach das, was meine Frau und ich gestern gehört haben“, sagte der Hausmeister, „das ist gut genug.“

Da zogen alle Mäuse, so schnell sie konnten, ihre kleinen Fräcke an, packten ihre Instrumente und krabbelten durch einen Mäusegang hinter die Orchesterbühne. Der Hausmeister ging nach oben und schob dem Präsidenten des Landes einen Zettel zu, und der sagte am Schluss seiner Ansprache: „Leider steckt unser großes Orchester immer noch im Stau. Deshalb wird die >Sinfonia pomposa< von Mario Moreno Bombardieri heute von der kleinen Formation des Landessinfonieorchesters gespielt – ich bitte Sie um einen Applaus.“

Und zum Applaus des ganzen Saales trippelten die Mäuslein mit ihren selber gemachten Instrumenten auf die Bühne, der Vater klopfte mit einem Haselnusszweiglein um Ruhe, hob es dann in die Höhe und gab den Einsatz.

Und als nun das kleine Orchester den langen und immer gleichen Ton spielte, wurde es den Leuten ganz eigenartig im Trommelfell, im Zwerchfell und im Handtäschchen. Königin Ariola, die sonst immer streng und böse dreinschaute, brach auf einmal in ein Kichern aus. Auch der Bundespräsident konnte sich nicht mehr beherrschen, er stieß seinem Außenminister in die Rippen, dieser schlug dem Verteidigungsminister von Königin Ariola auf die Schenkel, und zuletzt kicherte der ganze Saal mit. Da fragte Königin Ariola ihren Prinzgemahl Sowieso von Kohlen Halbbatz, wieso sie kein solches Orchester hätten, und dieser versprach, sofort eins anzuschaffen, wenn sie wieder zu Hause wären. „Wieso nimmst du dieses Orchester nicht einfach mit?“, kicherte seine Frau.

Als Königin Ariola und Prinz Sowieso von ihrem Staatsbesuch wieder nach Hause fuhren, saß im Extrazug auf dem Tisch des Salonwagens gleich neben dem Käsebuffet unser ganzes Mäuseorchester samt der Mutter, die fast nicht glauben konnte, was für eine Ehre ihnen zuteil wurde. Aber ihre Kinder hatten es immer gewusst, und wann immer Königin Ariola sie von jetzt an darum bat, spielten sie ihren einen Ton, und wer immer ihn hörte, musste lächeln und war einen Moment lang zufrieden.

Der Drache und der Ritter

Es gibt Menschen, die sind so außergewöhnlich, dass man kaum glauben kann, dass es sie wirklich gibt. Bis sie plötzlich da sind – als hätte ein Wind sie gebracht, so unerwartet und genau im richtigen Moment. Sie kommen, verändern das Leben der anderen und verschwinden wieder. Ihre Geschichte aber bleibt für immer. So war es auch mit dem heiligen Georg:

Nicht weit vor den Mauern einer Stadt lag ein See. Der hatte trübes Wasser, war finster und tief. Und er war auch gefährlich, denn in diesem See lebte ein gewaltiger Drache, schaurig und ungeheuerlich.

Tag für Tag stieg er hungrig aus dem Wasser, überwand die Mauern und kam in die Stadt. Mit seinem giftigen Atem verpestete er die Luft und brachte Tod und Tränen. Mehr als einmal waren die Soldaten des Königs schon ausgezogen, um den Drachen zu töten. Doch vergebens, denn ihre Furcht war stärker als ihr Mut.

In ihrer Angst und Not beschlossen die Bewohner der Stadt, dem Drachen Schafe zu opfern, um seine Wut zu besänftigen. Jeden Tag zwei. Die Zeit verging und irgendwann gab es keine Schafe mehr.

Die Bewohner waren verzweifelt. Wie sollten sie nun den Drachen beruhigen können? Schließlich blieb ihnen nichts anderes mehr übrig, als jeden Tag einen Menschen zu opfern. Wer das Opfer sein musste, sollte per Los bestimmt werden. Und so kam es, dass eines Tages auch der Name der Königstochter gezogen wurde.

Als der König das hörte, schrie er auf vor Schmerz, raufte sich das Haar und weinte. War es doch seine einzige Tochter. Seine Verzweiflung war groß, aber die Angst vor dem Drachen war größer. So musste sich die Prinzessin ihrem Schicksal fügen.

Langsam, fast bedächtig schritt sie hinunter zum Ufer des Sees. Sie trug ein kostbares Kleid und war wunderschön. Tief ergriffen sah ihr das Volk von der Ferne aus nach.

Da bebte plötzlich die Luft. Ein Wind kam von den Bergen herab, rau und ungestüm, fuhr am Ufer entlang bis zum See. Es war ein Wind von der Art, der Nebel zerreißt und Sand vor sich her treibt. Und mit ihm kam Georg, ein Ritter mit Lanze und Schwert.

Als Georg die Prinzessin so traurig beim Ufer stehen sah, kam er zu ihr. Er lauschte aufmerksam

ihrer Geschichte, tröstete und beruhigte sie. Daraufhin ritt er entschlossen ans Ufer und wartete, den Blick fest auf den See gerichtet. Da geriet das Wasser plötzlich in Aufruhr, begann zu brodeln, wallte hoch und aus den Wellen erhob sich der Kopf des Drachen. Er brüllte schauerlich, spie Feuer und warf sich ans Ufer.

Doch dieses Mal verbreitete der Drache keine Furcht. Unerschrocken galoppierte Georg ihm entgegen. Er zielte mit seiner Lanze auf das Untier und stach zu. Der Drache spürte, wie die Waffe durch seine Schuppen drang. Er wand sich vor Schmerz und spie abermals Feuer. Aber selbst die Flammen konnten Georg nichts anhaben. Unbeirrt sprang der Ritter vom Pferd auf den Rücken des Drachen, zog sein Schwert, holte aus und ... der Drache stürzte tot zu Boden.

Atemlos hatte das Volk von der Ferne aus den wütenden Kampf verfolgt. Sobald der Drache leblos am Boden lag, stieg ein Schrei der Erlösung in den Himmel: „Der Ritter hat den Drachen getötet! Georg hat den Drachen getötet!“

Eine große Menschenmenge strömte von der Stadt zum See, um Georg zu feiern, für ihn zu singen und zu spielen. Allen voran der König, dem abermals die Tränen über das Gesicht rannten. Doch diesmal waren es Tränen des Glücks. Voller Freude drückte er seine einzige Tochter an sich.

„Bleib bei uns, Georg! Werde Gemahl der Prinzessin und Befehlshaber meines Heeres!“, wandte er sich an den Ritter.

„Dein Angebot ist sehr großzügig, doch ich kann es nicht annehmen“, antwortete Georg. „Ich diene bereits einem anderen König. Einem, der das Böse besiegt und die Finsternis aus den Herzen vertreibt. So, wie ich heute den Drachen getötet habe, so überwindet mein König alle Furcht. Wer ihm folgt, fürchtet sich nicht.“

Diese Worte des Ritters machten alle neugierig. Sie baten Georg, mehr zu erzählen. Was sie dabei hörten, war für sie ganz neu. Georg sprach von Gerechtigkeit und vom Frieden für alle Menschen. Alle hörten ihm zu und staunten sehr.

Eines Tages stieg Georg wieder auf sein Pferd und ritt fort.

Die Menschen standen vor den Mauern der Stadt und blickten ihm nach. Sie sahen ihn nie wieder, aber vergessen hatten sie ihn ebenso nie. So wenig wie die Worte seines Königs Jesus.

Für Detektive und Krimifreunde:

Auf dieser Website dreht sich alles um mysteriöse Vorfälle, ungeklärte Todesfälle, dreiste Diebe und Erpresser. Jede Story erfordert detektivisches Gespür. Klären Sie das Geheimnis um unglaubliche Entführungen, kaltblütige Morde und andere finstere Verbrechen selbst auf.

Hier geht es zu Rätsel- und Denksportaufgaben für Leute mit Köpfchen

Ausgangssituation ist jeweils eine kurze Situationsbeschreibung mit der Frage: „Was ist hier passiert?“. Ein „Spielleiter“ kennt die Lösung des Rätsels und darf Fragen der anderen mit Ja oder Nein beantworten. Knifflige Rätsel warten hier, um von zwei oder mehreren Personen gelöst zu werden.



Die vorliegende Geschichtensammlung ist im Rahmen unseres Projekts „Gutes Leben“ entstanden. Mit diesem Projekt möchte der Katholische Familienverband erreichen, dass Familien zu Hause über wichtige Themen ins Gespräch kommen und hin und wieder etwas Neues ausprobieren.

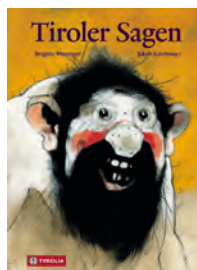
Damit das gelingt, liefern wir den teilnehmenden Familien jedes Jahr per „Gutes-Leben-Mailversand“ 6 Themenschwerpunkte nach Hause. Kostenlos und werbefrei! Die enthaltenen Anregungen und Aktionsvorschläge dienen einzig und allein dazu, das Familienleben zu bereichern. Und da gehören gute Geschichten eindeutig dazu!

Quellennachweis:

Die ersten fünf Geschichten und die Zingerle-Märchen hat Frau Wolle nach Volksüberlieferungen frei erzählt, www.frauwolle.at – mit Illustrationen von Almuth Mota, www.byhand.at. Für die weiteren Geschichten möchten wir uns ganz herzlich für die gute Kooperation mit dem Tyrolia-Verlag bedanken. Eine Geschichte durften wir aus dem Buch „Trau dich, Ente“ des Annette-Betz-Verlags abdrucken, zwei stammen aus dem Buch „Das große Buch – Geschichten für Kinder“ des Hanser-Verlags. Die Seitenangaben unterhalb des jeweiligen Buchcovers beziehen sich auf die vorliegende Geschichtensammlung. Sie zeigen an, welche Geschichte aus welchem Buch entnommen wurde.



S. 5–6



S. 6



S. 7



S. 8



S. 8



S. 9–12



S. 15–17/20–21



S. 18–19



S. 21



S. 14



S. 22–23



S. 24

Projekt „Gutes Leben“ – Wir danken unseren Projektpartnern:

Projektpartner in **Tirol**: Tyrolia, Tiroler Versicherung, Swarovski, Tiroler Tageszeitung, Stadt Innsbruck, Land Tirol; Projektpartner im **Burgenland**: Diözese Eisenstadt, Katholische Frauenbewegung der Diözese Eisenstadt, Katholische Jugend und Jungschar Burgenland, Landeshauptstadt Eisenstadt; Projektpartner in **Wien**: Land Niederösterreich – Referat Generationen, Katholische Aktion Wien; Projektpartner in der **Steiermark**: Diözese Graz-Seckau: Familienreferat, Katholisches Bildungswerk, Welthaus, AK Nachhaltigkeit, Referat für Elementarpädagogik; Projektpartner in **Niederösterreich**: Land Niederösterreich – Referat Generationen

Impressum: Kath. Familienverband Tirol, Riedgasse 9, 6020 Innsbruck; Illustrationen: Seite 1: Roswitha Betz; S. 2-3, 4, 7: Almuth Mota; S. 9, 10, 12: Irmgard Jeserick; S. 13: Helmut Kasper; S. 15, 18, 21: Nadine Kappacher